

# Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview\*

**Carsten G. Ullrich**

Universität Mannheim, Fakultät für Sozialwissenschaften, D-68131 Mannheim

**Zusammenfassung:** Der Beitrag befaßt sich mit dem diskursiven Interview, einer Forschungsmethode, die für die Erhebung und Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster entwickelt wurde. Es wird gezeigt, wie individuelle Derivationen sozialer Deutungsmuster mittels einer spezifischen Form des Leitfadenterviews erfaßt werden können und wie auf dieser Basis die sozialen Deutungsmuster durch systematische Fallkontrastierungen und Typisierungen rekonstruiert werden können. Das diskursive Interview umfaßt also sowohl Befragungs- als auch Auswahl- und Interpretationsverfahren. Dieser Beitrag konzentriert sich jedoch auf die Befragungsforscher des diskursiven Interviews. Im Mittelpunkt steht dabei die Konstruktion von Leitfäden. Hier werden allgemeine Fragen der Leitfadentextkonstruktion und der Interviewführung ebenso diskutiert wie die Einsatzmöglichkeiten unterschiedlicher Frageformen und -techniken. Von zentraler Bedeutung sind dabei Aufforderungen zu Stellungnahmen und Begründungen, zwei Frageformen, die in qualitativen Interviewverfahren sonst nur selten akzeptiert werden.

Gegenstand dieses Beitrags ist ein Interviewverfahren zur Analyse sozialer Deutungsmuster, das diskursive Interview. Beim diskursiven Interview handelt es sich insofern um ein „neues“ Interviewverfahren, als hier sowohl neue wie auch aus anderen Interviewformen bekannte Elemente zu einer integrierten Forschungsmethode verbunden werden, bei der die einzelnen Forschungsphasen (Auswahl, Erhebung und Auswertung) aufeinander abgestimmt und konsequent auf das Ziel der Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster ausgerichtet sind. Im folgenden werden zunächst das Konzept des sozialen Deutungsmusters und seine Bedeutung für eine wissenssoziologische Sozialforschung kurz umrissen (1.). Im Anschluß daran werden die Notwendigkeit einer gezielten Analyse sozialer Deutungsmuster und eine entsprechende Nützlichkeit des diskursiven Interviews erläutert (2.). Den Kern dieses Aufsatzes bildet die eingehende Beschreibung der einzelnen Elemente dieser Forschungsmethode (3.). Insbesondere die ausführlichen Abschnitte zur Konstruktion von Leitfäden weisen dabei über den Kontext des diskursiven Interviews hinaus. Abschließend erfolgen einige Anmerkungen zu den methodologischen Implikationen des diskursiven Interviews (4.).

## 1. Deutungsmusteranalyse

Als soziale Deutungsmuster können ganz allgemein „die mehr oder weniger zeitstabilen und in gewisser Weise stereotypen Sichtweisen und Interpretationen von Mitgliedern einer sozialen Grup-

pe bezeichnet [werden], die diese zu ihren alltäglichen Handlungs- und Interaktionsbereichen lebensgeschichtlich entwickelt haben. Im einzelnen bilden diese Deutungsmuster ein Orientierungs- und Rechtfertigungspotential von Alltagswissensbeständen in der Form grundlegender, eher latenter Situations-, Beziehungs- und Selbstdefinitionen, in denen das Individuum seine Identität präsentiert und seine Handlungsfähigkeit aufrechterhält“ (Arnold 1983: 894).<sup>1</sup> Das Interesse an der Analyse sozialer Deutungsmuster ergibt sich direkt aus der fundamentalen wissenssoziologischen Einsicht, daß individuelle Einstellungen und Handlungsorientierungen von kollektiven Interpretations- und Legitimationsangeboten abhängig sind. Ohne sozial verfügbare Deutungsangebote können keine Interessen und Wertüberzeugungen als Orientierungsmaßstäbe individuellen Handelns generiert, geschweige denn zum Ausdruck gebracht und kommuniziert werden. Das primäre Erkenntnisinteresse der Deutungsmusteranalyse gilt daher weder den individuellen Einstellungen und Handlungsorientierungen noch deren Zurückführung auf sozialstrukturelle Merkmale, sondern den jeweils spezifischen Konstitutionsbedingungen von Handlungsorientierungen. Der sich in Deutungsmustern dokumentierende soziale Sinn, nicht der subjektiv gemeinte Sinn (aber auch nicht

\* Für hilfreiche und anregende Kritik danke ich Astrid Karl und Ulrike Wössner.

<sup>1</sup> Es handelt sich jedoch um einen z.T. recht unterschiedlich verwendeten und sich mit ähnlichen Begriffen (z. B. Handlungsmuster) im Bedeutungsgehalt überschneidenden Begriff. Zu Definition und zu den Merkmalen sozialer Deutungsmuster vgl. u. a. Arnold (1983), Lüders (1991), Meuser/Sackmann (1991) und Oevermann (1973).

der „objektive“<sup>2</sup>) ist der zentrale Forschungsgegenstand.<sup>3</sup>

Zumindest wenn die Konstitutionsbedingungen von Handlungsorientierungen im Mittelpunkt des Interesses stehen, muß die Analyse sozialer Deutungsmuster als eine zentrale Forschungsstrategie angesehen werden. Der Deutungsmusteransatz weist zudem zwei Vorteile auf: Zum einen entzieht sich das Deutungsmusterkonzept einer Zuordnung zur Handlungs- oder Systemebene. Darüber hinaus wird auf eine apriorische Festlegung der Handlungsorientierungen verzichtet. Es wird vielmehr von einer Vielschichtigkeit von Handlungsorientierungen ausgegangen, wobei die spezifische Kombination kognitiver, evaluativer, normativer und expressiver Komponenten den Handlungsentwurf bestimmt. Dies ermöglicht die Erklärung komplexer empirischer Handlungsorientierungen, ohne auf deterministische oder voluntaristische Erklärungsmuster zurückzugreifen. Das methodische Problem besteht dabei darin aufzuzeigen, auf welche Deutungsmuster sich die Akteure beziehen und wie sie diese in Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen transformieren.

Als ein grundlegendes Merkmal von Deutungsmustern wird deren relative Latenz angesehen. Sie sind dem einzelnen „nur begrenzt reflexiv verfügbar“ (Meuser/Sackmann 1992: 19). Umgekehrt bedeutet dies aber auch, daß Deutungsmuster den individuellen Akteuren zumindest teilweise bewußt und insofern auch manifest werden können. Der Rückgriff auf Deutungsmuster ist für Handelnde sowohl zur Generierung von Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen als auch zu deren Erklärung und Begründung gegenüber anderen notwendig. Durch die „erfolgreiche“ Verwendung von Deutungsmustern bestätigen sich Akteure dabei in der Richtigkeit ihrer Interpretationen und Handlungen. Zugleich trägt diese interaktive Vergewisserung wiederum zur Verfestigung der Deutungsmuster bei. Mit einer stärkeren Manifestierung von Deutungsmustern ist daher vor allem

dann zu rechnen, wenn Akteure zu Begründungen ihrer Handlungen veranlaßt werden. Hierdurch eröffnet sich die Möglichkeit, mittels entsprechender Erhebungstechniken eine Aktivierung dieser Reflexionspotentiale zu induzieren. Aufgrund ihres emergenten Charakters können Deutungsmuster jedoch nicht direkt erfaßt werden. Was sich dem alltagsweltlichen Interaktionspartner wie dem sozialwissenschaftlichen Interpreten dagegen bei einer solchen Begründungsaufforderung offenbart, sind zunächst individuelle Beobachtungen, Interpretationen und Bewertungen, auf deren Basis eine Situation oder ein Handeln erklärt und gerechtfertigt wird. Insofern Akteure dabei auf Deutungsmuster rekurren, sollen die entsprechenden individuell-situativen Adaptionen dieser Deutungsmuster als Derivationen bezeichnet werden.<sup>4</sup>

Derivationen sind also nicht mit Deutungsmustern identisch. Sie lassen aber Rückschlüsse auf diese zu, weil sie sich stets auf soziale Deutungsmuster beziehen und allein dadurch sinnvoll i.S. einer Kommunizierbarkeit sein können. Denn wenn es nicht gelingt, bei der „Legitimation“ eigenen Handelns auf sozial geteilte Deutungsmuster zurückzugreifen, wird die Chance einer überzeugenden Handlungsbegründung verspielt, da dem anderen ein Verstehen der Handlungsmotive und -ursachen dann nicht mehr ohne weiteres möglich ist. Derivationen sind also kommunizierte Konkretisierungen oder Adaptionen von Deutungsmustern, deren vornehmlicher Zweck darin besteht, das eigene Handeln gegenüber Interaktionsteilnehmern zu erklären und zu begründen. Gleichzeitig werden soziale Deutungsmuster durch diese Art der Anwendung immer wieder bestätigt, reproduziert und verändert.

## 2. Das diskursive Interview zur Analyse sozialer Deutungsmuster

Von grundlegender Bedeutung ist nun, daß nicht die sozialen Deutungsmuster selbst, sondern nur die individuellen Derivationen dieser Deutungs-

<sup>2</sup> Zur Unterscheidung dieser drei Sinnformen bzw. Sinnenebenen vgl. a. Lüders/Reichert (1986).

<sup>3</sup> Deutungsmuster stehen in einem mehr oder weniger engen Bedingungsverhältnis zu Bezugsproblemen. Was von den Handelnden als Situation oder Handlungsproblem wahrgenommen wird, hängt zum einen von den sozial verfügbaren Deutungsmustern ab; andererseits üben die strukturellen Gegebenheiten aber auch objektive und insofern interpretationsunabhängige Zwänge auf die Akteure aus. Erfolgreiche und stabile Deutungsmuster werden daher eine hohe Situationsadäquanz oder aber eine hohe Situationsunabhängigkeit aufweisen.

<sup>4</sup> Der Begriff der Derivation geht auf Pareto (1935: 885 ff.) zurück und bildet zusammen mit seinem strukturellen Pendant des Residuums den Kern der Paretoschen Wissenssoziologie (vgl. Eisermann 1962). Der wesentliche Unterschied zwischen dem Paretoschen und dem hier zugrundegelegten Derivationenbegriff besteht darin, daß ersterer alle Formen von Handlungsrationalisierungen umfaßt, während hier nur solche Handlungsbegründungen als Derivationen bezeichnet werden, die sich auf sozial geteilte Deutungsmuster beziehen.

muster methodisch direkt zugänglich sind. Die Rekonstruktion lebensweltlicher Deutungsmuster kann daher nur über den Umweg individueller Derivationen erfolgen, die so analysiert, verdichtet und typisiert werden müssen, daß sie konsistente Deutungsmuster erkennen lassen. Eines der primären Ziele einer wissenssoziologischen Handlungs- bzw. Kulturanalyse besteht also in der Analyse des Raumes der situativ bedeutsamen Deutungsmuster, wobei die Rekonstruktion der Deutungsmuster wiederum nur über den Umweg der Derivationsanalyse möglich ist. Die wissenssoziologische Zielsetzung erfordert daher ein rekonstruktives Verfahren. Dabei können die Darstellungen und Begründungen von Handlungen und Handlungsabsichten der Akteure nicht hinter deren Rücken als Einstellungen oder Meinungen unter zuvor theoretisch abgeleitete Kategorien subsumiert werden. Vielmehr sind die Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen der jeweiligen Akteure anhand ihrer Selbstdarstellungen zu rekonstruieren. Dementsprechend müssen Kategorien, Typen etc. erst aus diesen Selbstdarstellungen gewonnen werden. Da dabei zumeist auf originäres Datenmaterial zurückgegriffen wird,<sup>5</sup> erfordert dies Erhebungs- und Auswertungstechniken, mittels derer Handlungsbegründungen erfaßt und Deutungsmuster rekonstruiert werden können.

Es gehört nun zu den Grundüberzeugungen der qualitativen Methodentradition, daß sich die Methode nach dem Gegenstand, genauer: nach dem durch die Fragestellung konstituierten Gegenstand zu richten habe. Angesichts des Stellenwerts des Deutungsmusterkonzepts wäre nun zu erwarten, daß zumindest für die Grobstruktur der Erfassung und Analyse von Deutungsmustern eines oder mehrere bewährte Methodenkonzepte vorliegen. Dies ist offenbar jedoch nicht der Fall. So stellen Lüders und Meuser in einem Überblicksartikel fest, daß „für die Deutungsmusteranalyse kein spezifisches Verfahren der Dateninterpretation entwickelt worden“ ist (Lüders/Meuser 1997: 67), heben aber hervor, daß ein „rekonstruktives“ (nicht-reduktionistisches) Verfahren erforderlich sei.

<sup>5</sup> Die folgende Darstellung beschränkt sich auf die Analysemöglichkeiten *lebensweltlich verankerter* Deutungsmuster. Insbesondere Untersuchungen, die auf die langfristige Veränderung zeitstabiler und sozial-räumlich verbreiteter Deutungsmuster zielen (so z.B. Honegger 1978; Schütze 1986), erfordern dagegen die Analyse *öffentlicher Diskurse*. Hier wäre es daher vielleicht angemessener von Diskurs- und nicht von Deutungsmusteranalyse zu sprechen (zur Diskursanalyse vgl. a. Keller 1997).

Entsprechend ratlos wirkt auch ihre Beschreibung des methodischen Vorgehens bei der Analyse von Deutungsmustern. So habe sich bei einer „überschaubaren Zahl von Fällen“ die „Sequenzanalyse als das geeignete und bislang kaum umstrittene Verfahren herauskristallisiert“ (1997: 68). Dies ist aber wohl eher auf den allgemeinen Erfolg sequenzanalytischer Verfahren in der Nachfolge Oevermanns, Schützes und anderer zurückzuführen (bzw. auf das Abebben der entsprechenden methodenkritischen Diskurse innerhalb der qualitativen Sozialforschung); jedenfalls können Lüders und Meuser keinen spezifischen positiven Grund für die Vorteile sequenzanalytischer Interpretationsverfahren bei der Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster nennen. Noch deutlicher wird die Ratlosigkeit bei der „Analyse großer Textmengen“ (1997: 71 ff.). Zwar beklagen die Autoren wohl zurecht, daß oft genug nicht deutlich gemacht werde, wie Deutungsmuster rekonstruiert werden, und verweisen auf das Problem der Materialauswahl. Auch hier bleibt die Argumentation jedoch auf einer allgemeinen Ebene: Die angesprochenen Probleme und angemahnten Defizite sind jedenfalls kein Spezifikum deutungsmusteranalytischer Verfahren. Zudem bezieht sich die Darstellung offenbar auf diachrone (historische) Analysen und solche medial vermittelter Diskurse. Daß höhere Fallzahlen, die eine kontrastierende Analyse fruchtbar erscheinen lassen, auch zur Rekonstruktion lebensweltlicher (und daher „unveröffentlicht“) Deutungsmuster genutzt werden (können), scheint den Autoren offenbar nicht erwähnenswert zu sein.

Noch bezeichnender ist aber, daß Lüders und Meuser die Diskussion des methodischen Vorgehens bei der Analyse sozialer Deutungsmuster vollständig auf Aspekte der Dateninterpretation beschränken. Die Frage nach den angemessenen Instrumenten der Datenerhebung, also nach den geeigneten Verfahren zur Erfassung von Datenmaterial, auf dessen Grundlage soziale Deutungsmuster rekonstruiert werden können, wird dagegen nicht einmal erwähnt! Daß es kein spezifisches Verfahren der Deutungsmusteranalyse gibt, gilt aber nicht nur für die Interpretation, sondern auch für die Erhebung von Daten, die für die Rekonstruktion von sozialen Deutungsmustern geeignet sind. Grundsätzlich scheinen hier alle Verfahren der qualitativen Datenerhebung anwendbar. Zumindest basieren Deutungsmusteranalysen auf Material, das durch die unterschiedlichsten Erhebungstechniken gewonnen wurde, wie z. B. durch offene Leitfadeninterviews (Brenke/Peter 1985, Neumann 1994), Experteninterviews (Meuser 1992), Dokumentenanalyse (Schetsche 1992) und Gruppendiskussionen (Bohnsack 1992). Zwei Verfahren sind hier jedoch hervorzuheben, weil sie für die Analyse sozialer Deutungsmuster besonders geeignet erscheinen:

So ist eine gewisse Wesensverwandtschaft zwischen der objektiven Hermeneutik und dem Deutungsmusterkonzept nicht zu verkennen – und dies nicht nur, weil sie in Ulrich Oevermann einen gemeinsamen „Vater“ haben (Oevermann 1973; Oevermann et al. 1979). Denn die objektive Hermeneutik scheint als Instrument zur Analyse latenter Sinngehalte für die Deutungsmusteranalyse geradezu prädestiniert zu sein. Als problematisch erweist sich

jedoch, daß zumindest innerhalb der objektiven Hermeneutik aufgrund der Hypostasierung des Strukturbegriffs kein theoretisches oder methodisches Mittel zur sozialen Lokalisierung von Deutungsmustern zur Verfügung steht. Darüber hinaus reichen sequentielle Einzelfallanalysen für eine Rekonstruktion sozial geteilter Deutungsmuster nicht aus; fallspezifische Idiosynkrasien können nie vollständig kontrolliert werden. Vor allem dürfte aber die Rekonstruktion mehrerer, hinsichtlich eines Bezugsproblems konkurrierender Deutungsmuster mit sequentiellen Einzelfallanalysen allein kaum gelingen.

In dieser Hinsicht fruchtbarer erscheint die Methode der dokumentarischen Interpretation nach Ralf Bohnsack (1989, 1991, 1992), die auf einem wissenssoziologischen Grundverständnis basiert. Das Ausgangsmaterial für die Rekonstruktion von Deutungsmustern wird dabei in Gruppendiskussionen mit natürlichen sozialen Gruppen gewonnen, wobei gruppenspezifische Effekte genutzt werden. Dieses Verfahren scheint besonders geeignet zur Erfassung sozialer Sinnstrukturen, da in solchen Gruppendiskussionen kollektiv geteilte Sinnwelten und Milieuspezifika (also auch soziale Deutungsmuster) deutlicher zum Vorschein kommen als etwa in Einzelinterviews. Eine weitere wesentliche Stärke der dokumentarischen Interpretation von Gruppendiskussionen besteht darin, daß durch den kontrastierenden Vergleich von Gruppen (bzw. der Protokolle von Gruppendiskussionen) die systematische Entdeckung und Typisierung unterschiedlicher und konkurrierender Sinnstrukturen (also auch Deutungsmuster) möglich ist (vgl. Bohnsack 1991: 141 ff.). Hierbei erweist sich auch die Einheit von Erhebungs- und Auswertungsstrategie als vorteilhaft.

So vielversprechend die dokumentarische Interpretation von Gruppendiskussionen auch für die Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster erscheint, so ist sie andererseits jedoch nur begrenzt einsetzbar. Dabei ist es gerade die Stärke dieses Verfahrens, nämlich die Erfassung sozialer Sinnstrukturen durch Gruppendiskussionen mit „natürlichen“ Gruppen, die zu dieser Begrenzung führt. Denn durch die Bindung an soziale Gruppen können auch nur Deutungsmuster rekonstruiert werden, die in solchen Gruppen geteilt werden. Die Deutungsmusteranalyse bleibt dadurch auf „konjunktive Erfahrungsräume“ (Mannheim) beschränkt. Übergreifende soziale Deutungsmuster sowie Unterschiede zwischen Deutungsmustern unterhalb und quer zu den sozialen Gruppen geraten daher auch bei einem kontrastierenden Vergleich kaum in den Blick.<sup>6</sup>

<sup>6</sup> Bohnsack definiert „konjunktive Erfahrungsräume“ jedoch relativ weit und faßt darunter auch Milieus und Generationen (1991: 115). In diesen Fällen müßte aber auf „künstliche“, nach bestimmten Gesichtspunkten (z.B. Generationszugehörigkeit) zusammengesetzte Gruppen zurückgegriffen werden. Der Unterschied zwischen sozialen und kollektiven, an „konjunktive Erfahrungsräume“ gebundenen Deutungsmustern besteht jedoch vor allem darin, daß soziale Deutungsmuster nicht nur über milieugebundene Interaktionen, sondern auch über öffentliche

Sowohl die dokumentarische Interpretation von Gruppendiskussionen als auch die objektive Hermeneutik haben also ihre spezifischen Vorteile, aber auch Schwächen bei der Analyse von Deutungsmustern. Beiden Verfahren ist zudem gemeinsam, daß sie mit einem relativ hohen Forschungsaufwand verbunden sind, dem Forschenden andererseits aber nur geringe (Gruppendiskussionen) oder gar keine Steuerungsmöglichkeiten hinsichtlich des Bezugsproblems bieten, auf die sich Deutungsmuster beziehen.

Diese Defizite machen die Notwendigkeit deutlich, lebensweltlich verankerte Deutungsmuster mit einem gezielten Erhebungs- und Auswertungsverfahren zu erfassen und zu rekonstruieren. Ein entsprechendes Erhebungs- und Auswertungsverfahren sollte einen systematischen und kontrastierenden Vergleich von Derivationen ermöglichen und über diesen zu einer „sichereren“ Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster gelangen als dies bei sequentiellen Einzelfallanalysen möglich ist. Dies erscheint am wahrscheinlichsten, wenn das Ziel der Analyse nicht in der Rekonstruktion einzelner oder gar eines einzelnen Deutungsmusters besteht, sondern in der vollständigen Typologie aller konkurrierenden Deutungsmuster bezüglich eines vorab (aber vorläufig) definierten „Bezugsproblems“. Darüber hinaus sollte die Datenerhebung zielgerichtet auf die Evokation von Derivationen ausgerichtet sein bzw. eine zielgerichtete Evokation ermöglichen (etwa durch entsprechende Steuerungseingriffe). Ein Verfahren zur Analyse sozialer Deutungsmuster sollte zudem weitreichender und flexibler als Gruppendiskussionsverfahren, also nicht auf „konjunktive Erfahrungsräume“ beschränkt sein. Vielmehr sollte es geeignet sein, auch weitreichende (z. B. nationale) und milieuspezifische Deutungsmuster zu erfassen und rekonstruieren. Mit anderen Worten: Es sollte gegenüber den Konstitutionsbedingungen

Diskurse gebildet und „validiert“ werden. Soziale Deutungsmuster könnten dann evtl. in „repräsentativ“ zusammengesetzten Gruppen erfaßt werden; es fragt sich nur, ob Gruppendiskussionen hierfür noch ein geeignetes Erhebungsinstrument sind. Die entscheidende Einschränkung der Anwendbarkeit von Gruppendiskussionen zur Analyse sozialer Deutungsmuster besteht aber in den geringen Vergleichsmöglichkeiten. Zwar sieht Bohnsack Vergleiche ausdrücklich vor, bindet diese jedoch an vorab definierte Vergleichsmaßstäbe (z. B. Generations- und Geschlechtszugehörigkeit; vgl. insbes. 1991: 56 ff.). Dadurch wird die Deutungsmusteranalyse nicht nur durch festgelegte Vergleichshorizonte beschränkt, sondern auch der Möglichkeit beraubt, Deutungsmuster induktiv durch Fallkontrastierungen aus dem Datenmaterial zu rekonstruieren.

von Deutungsmustern (und damit für die Frage, wer diese Deutungsmuster teilt) sensibel sein und diese nicht voreilig an bestimmte soziale Kategorien binden. Schließlich sollte es möglichst mit geringerem Forschungsaufwand (oder zumindest nicht mit einem höheren) verbunden sein als die objektive Hermeneutik oder die dokumentarische Interpretation von Gruppendiskussionen.

Diesen vielfältigen Anforderungen wird ein Verfahren zur Analyse sozialer Deutungsmuster weitgehend gerecht, das als *diskursives Interview*<sup>7</sup> bezeichnet werden soll.<sup>8</sup> Dieses Interviewverfahren beruht auf der einfachen und grundlegenden Überlegung, daß Deutungsmuster in alltäglichen Interaktionen beständig kommuniziert und reproduziert werden und daß die spezifischen Interaktionsformen, in denen Derivationen geäußert werden, in einem wissenschaftlichen Interviewverfahren „simuliert“ werden können. Das diskursive Interview nutzt dabei den Umstand, daß die Wahrscheinlichkeit eines Rückgriffs auf soziale Deutungsmuster in Form von Derivationen am höchsten ist, wenn einer impliziten oder expliziten Begründungsaufforderung nachgekommen wird. Hierzu sind jedoch Befragungstechniken erforderlich, die dazu geeignet sind, im gewünschten Maße Derivationen zu evozieren. Zur angemessenen Analyse sozialer Deutungsmuster reicht eine spezifische Interviewtechnik allein jedoch nicht aus. Das Verfahren des diskursiven Interviews besteht daher aus insgesamt drei eng verbundenen Elementen:

- (1) Dies ist ein Auswahlverfahren, durch welches einerseits – in Anlehnung an das Konzept des *theoretical sampling* (Glaser/Strauss 1967) – dafür Sorge getragen wird, daß die Wahrscheinlichkeit einer Erfassung unterschiedlicher und konkurrierender Deutungs-

muster hoch ist, und das andererseits eine hinreichend hohe Fallzahl für eine fallkontrastierende Analyse gewährleistet.

- (2) Von entscheidender Bedeutung sind Befragungstechniken, die dazu geeignet sind, Derivationen zu evozieren. Hierzu kann nur bedingt auf etablierte qualitative Interviewverfahren zurückgegriffen werden. Denn auch bei einem günstigen Interviewsetting, wie es für offene Interviewverfahren typisch ist, muß damit gerechnet werden, daß Befragte in Einzelfällen nicht bereit oder in der Lage sind, sich zu zentralen Fragen explizit zu äußern. Die Technik des diskursiven Interviews ermöglicht es daher, Befragte direkt oder indirekt zur Begründung ihrer Handlungen, Handlungsorientierungen und Situationsdefinitionen zu veranlassen und sie darüber hinaus systematisch mit Widersprüchen und Inkonsistenzen in ihren Selbstdarstellungen zu konfrontieren.
- (3) Schließlich umfaßt das diskursive Interview eine Auswertungsstrategie, die durch einen fallkontrastierenden Vergleich und eine typisierende Rekonstruktion *soziale* Deutungsmuster überhaupt erst erkennbar macht, interpretatorisch absichert und darüber hinaus durch die parallele Rekonstruktion konkurrierender Deutungsmuster (im Idealfall einer vollständigen Typologie aller Deutungsmuster, die auf ein Bezugsproblem angewendet werden) stabilisiert.

Alle drei Forschungsphasen (Auswahl, Befragung und Auswertung) bilden beim diskursiven Interview eine funktionale Einheit und sind auf die Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster ausgerichtet. In den folgenden Abschnitten werden die zentralen Elemente des diskursiven Interviews dargestellt. Im Mittelpunkt stehen dabei die Leitfadendokumentation und die Unterscheidung unterschiedlicher Fragetypen.

### 3. Zentrale Elemente des diskursiven Interviews

#### 3.1 Das Auswahlverfahren

Aus der Festlegung auf die Analyse sozialen Sinns und der Prämisse, daß dieser nur durch den systematischen Vergleich individueller Emanationen kollektiv geteilter Sinngehalte zu erfassen ist, ergibt sich auch die Grundstruktur des Auswahlverfahrens. Demzufolge können soziale Deutungsmuster nicht bzw. nur unvollkommen aus Einzelfällen rekonstruiert werden. Eine angemessene Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster setzt vielmehr eine Mindestzahl von Protokollen (Interviews) voraus. Die möglichen Interviewpartner sollten dabei anhand theoretisch begründeter Kriterien ausgewählt werden, und zwar sowohl vor Beginn der Erhebung als auch während der Erhe-

<sup>7</sup> Den Begriff „diskursives Interview“ verwende ich hier „jungfräulich“, also ohne direkte oder indirekte Bezugnahme auf etwaige frühere Gebrauchsweisen. (Dies gilt auch für die einzige mir bekannte Verwendungsweise. So bezeichnet Hopf (1988: 9 f. bzw. 1991: 179 f.) Interviewformen als „diskursive Interviews“, die in der Handlungsforschung üblich waren (bzw. sind) und besonderes Gewicht auf eine „kommunikative Validierung“ der Interviewinterpretationen legen. Hopfs Darstellung ist hier jedoch nicht sehr präzise; zudem fehlen entsprechende Literaturhinweise. Mit diesen Interviewformen – offenbar haben sich weder die Bezeichnung noch die Klassifikation selbst etablieren können – hat das hier vorgestellte Verfahren jedenfalls nichts gemein.)

<sup>8</sup> Hiermit soll jedoch nicht behauptet werden, daß es sich beim diskursiven Interview um die einzige oder gar beste Möglichkeit einer Erfassung und Rekonstruktion von Deutungsmustern handelt.

bungsphase im Sinne des theoretical sampling nach Glaser und Strauss (1967: 45 ff.). Auswahlkriterien sind dabei nicht die individuellen Merkmale der Interviewpartner, sondern das/die Bezugsproblem(e), so daß ein Interview strenggenommen auch aus mehreren „Fällen“ bestehen kann, wenn in ihm auf unterschiedliche Situationen Bezug genommen wird.<sup>9</sup>

Bei der Bestimmung der Auswahlkriterien kann zwei nur bedingt kompatiblen Grundstrategien gefolgt werden, die als *Repräsentanz-* bzw. als *Fokussierungsstrategie* bezeichnet werden können. So kann sich die Auswahl der Interviewpartner zum einen auf die im Sinne der Fragestellung vielversprechendste Merkmalskombination und insofern auf ein relativ spezifisches Bezugsproblem konzentrieren (theoretische Fokussierung). Eine solche Auswahlstrategie empfiehlt sich vor allem bei einer präzisen und zugespitzten Fragestellung, also bei einer relativ klaren Festlegung dessen, was als Bezugsproblem gelten soll. Das gleiche gilt auch für ein strenges theoretical sampling, wenn nämlich die fokussierte Untersuchungsgruppe nur eine Eingangsauswahl darstellt, die im Forschungsprozeß systematisch (theoriegeleitet) erweitert wird.<sup>10</sup>

Andererseits kann das zentrale Interesse aber auch darin bestehen, alle erwarteten Merkmalskombinationen eines nur vorläufig definierten Bezugsproblems möglichst vollständig und gleichmäßig zu erfassen. Die Vorteile dieser Auswahlstrategie bestehen in einer größeren Reichweite, Flexibilität und Offenheit. Eine weitgehende Repräsentanz des Feldes ist aber vor allem eine Voraussetzung für die Entwicklung einer vollständigen Typologie sozialer Deutungsmuster. Häufig werden aber sowohl Fokussierungs- als auch Repräsentanzinteressen bestehen. Hier gilt es dann, zwischen beiden Interessen die ideale Kombination bzw. einen tragfähigen Kompromiß zu finden.

<sup>9</sup> Da soziale Deutungsmuster durch kontrastierende Vergleiche rekonstruiert werden, kann die „Ganzheit des Falles“ hier auch nicht im vollständigen Interviewprotokoll (oder gar im Befragten) bestehen. Als „Fälle“ sind dagegen eher die einzelnen Deutungsmuster zu bezeichnen; das Postulat der Ganzheit kann sich daher auch nur auf die erst zu rekonstruierenden Deutungsmuster beziehen. Diese liegen aber quer zur den Interviewprotokollen, wobei der einzelne Befragte die Funktion eines (in dieser Hinsicht ahnungslosen) Informanten über soziale Deutungsmuster erfüllt.

<sup>10</sup> Dies entspricht dem Vorgehen, das Glaser und Strauss (1967: 49 ff.) für den ersten Schritt des theoretical sampling vorschlagen.

Welche Auswahlstrategie vorzuziehen ist und in welcher Form Fokussierungs- und Repräsentanzinteressen in Einklang gebracht werden können, ist daher letztlich vom jeweiligen Forschungsgegenstand und der spezifischen Fragestellung abhängig.<sup>11</sup>

### 3.2 Die Befragungsform des diskursiven Interviews

Diskursive Interviews sind halbstrukturierte, leitfadengestützte Interviews. Negativ rechtfertigt sich eine strukturierte Interviewführung zunächst dadurch, daß der weitere Interaktionskontext von Äußerungen (also Stellungnahmen zu anderen Bezugsproblemen) für die Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster von untergeordneter Bedeutung ist. Vor allem ist aber der Erhalt bzw. die Erarbeitung einer Gesamtstruktur des „Falles“ (i.S. des Interviewprotokolls) nicht erforderlich. Denn der einzelne Befragte ist primär als Verwender und Reproduzent sozialer Deutungsmuster von Interesse, die erst durch den Vergleich der Interviewprotokolle sichtbar werden.<sup>12</sup> Die Notwendigkeit zu einer stärkeren Strukturierung des Interviews ergibt sich andererseits daraus, daß die Evokation von Deutungsmustern erhebliche Eingriffsmöglichkeiten seitens der Interviewer erfordert. Denn diese müssen in der Lage sein, das Gespräch auf die forschungsrelevanten Bezugsprobleme hinzuweisen (Steuerungsfunktion). Noch wichtiger ist jedoch, daß für den Interviewer die Möglichkeit zu „spontanen“ und direkten Begründungsaufforderungen besteht sowie zur Konfrontation des Befragten mit Widersprüchen in seinen Ausführungen. Denn nur so können zusätzliche Begründun-

<sup>11</sup> In einem Forschungsprojekt über die soziale Akzeptanz der gesetzlichen Krankenversicherung (vgl. Ullrich 1996) bestand das Fokussierungsinteresse z. B. darin, die Akzeptanz der GKV insbesondere bei denjenigen Versicherten zu untersuchen, die sich subjektiv als benachteiligt wahrnehmen, weil sie in Relation zu den entnommenen Gesundheitsleistungen überproportional hohe Beiträge zahlen (sog. Netto-Zahler). Unterhalb dieses Auswahlkriteriums (und z.T. quer dazu) bestand das Repräsentanzinteresse in der Berücksichtigung möglichst aller Netto-Zahler-Situationen (z. B. unterschiedliche Krankenkassen und Wechselmöglichkeiten oder Unterschiede im Alter und im Familienstand der Versicherten).

<sup>12</sup> Damit soll nicht behauptet werden, daß eine fallspezifische Betrachtungsweise nicht lohnenswert sei. Im Gegenteil: Eine solche Analyseperspektive dürfte sehr hilfreich sein für die Entdeckung typischer Zusammenhänge zwischen Deutungsmustern.

gen von Situationsdefinitionen, Handlungsorientierungen und Handlungen generiert werden, über die schließlich soziale Deutungsmuster entschlüsselt werden können (Evokationsfunktion). Zusätzlich zu Begründungsaufforderungen und Konfrontationen, die mehr oder minder direkt aus der Interviewinteraktion hervorgehen, besteht beim diskursiven Interview aber auch die Möglichkeit, Befragte relativ unvermittelt und ohne unmittelbaren Bezug auf die Äußerungen des Befragten zu Begründungen ihrer Handlungen und Situationsdefinitionen zu veranlassen. Hierzu dienen u.a. Konfrontationen und Polarisierungen, mittels derer die Befragten mit typisierten Handlungsalternativen oder Situationsdefinitionen konfrontiert und zu Stellungnahmen aufgefordert werden.

### 3.2.1 Leitfadenkonstruktion

Das Leitfaden- oder halbstrukturierte Interview ist vermutlich die am häufigsten verwendete Erhebungstechnik in der qualitativen Sozialforschung. Allerdings ist nicht ganz klar, welchen Status der Terminus „Leitfadeninterview“ eigentlich hat. So kann das Leitfadeninterview zum einen als eigenständiger Interviewtypus aufgefaßt und von anderen Interviewformen (z. B. dem narrativen Interview) unterschieden werden (so z.T. bei Hopf 1988, 1991). Zum anderen kann man von Leitfadeninterviews aber auch im Sinne eines Gattungsbegriffs sprechen und hierunter verschiedene Interviewtechniken subsumieren, in denen Leitfäden zur Anwendung kommen (so z. B. Flick 1995).

In beiden Varianten ist die Verwendung des Begriffs „Leitfadeninterview“ zur Klassifizierung zumindest unglücklich, weil dadurch - ganz in Gegensatz zum viel beschworenen Primat von Gegenstand und Fragestellung - ein technisches Merkmal zum grundlegenden Unterscheidungskriterium erhoben wird. Dies führt dazu, daß unter dem Oberbegriff „Leitfadeninterview“ äußerst heterogene Interviewformen subsumiert werden.<sup>13</sup> Als

ungeeignet zur Unterscheidung von Formen qualitativer Interviews erscheint der Begriff des Leitfadeninterviews aber vor allem wegen seiner geringen Trennschärfe. Denn fast alle qualitative Interviewverfahren verwenden Leitfäden. Die entscheidenden Unterschiede bestehen eher darin, wie umfangreich, detailliert und ausformuliert dieser ist, welcher Stellenwert ihm in der Erhebungssituation zukommt (ergänzend oder zentral, strukturierend oder als Hilfe für den Interviewer, etc.) und wie die Interviewführenden mit dem Leitfaden umgehen sollen. Sinnvoller ist es daher sicher, von Leitfäden als Teil und Instrument fast aller qualitativen Interviews auszugehen und sie als solches methodologisch und methodisch zu erörtern. Von einer Theorie oder Methodologie des Leitfadeninterviews bzw. des Umgangs mit Leitfäden kann jedoch keine Rede sein. Selbst praktische Anweisungen zur Handhabung von Leitfäden sowie die Diskussion von Anwendungsproblemen haben eher Seltenheitswert. Der zentrale Bezugspunkt ist hier nach wie vor der grundlegende Aufsatz von Hopf aus dem Jahr 1978 (!), der sich allerdings weitgehend auf Probleme der Verwendung von Leitfäden in Interviews konzentriert (insbes. auf die berühmt gewordene Leitfadenbürokratie).

Es besteht somit eine eklatante Differenz zwischen der häufigen Verwendung von Leitfadeninterviews bzw. von Leitfäden und einer mangelnden methodologischen Reflexion, die angesichts der innerhalb der qualitativen Sozialforschung sonst eher hohen Neigung zu methodologischen Reflexionen nur um so auffälliger ist. Dieses Mißverhältnis schlägt sich auch in den einschlägigen Hand-, Einführungs- und Lehrbüchern nieder (vgl. u.a. Bohnsack 1991; Flick 1995; Flick et al. 1991; Heinze 1992; Lamnek 1989; Mayring 1990; Spöhring 1989). Denn von der erwähnten Ausnahme abgesehen (Hopf 1988, 1991) wird in diesen i.d.R. weder „das“ Leitfadeninterview als eigenständiger Typus behandelt, noch werden Möglichkeiten und Probleme der Konstruktion und Verwendung von Leitfäden dargelegt, die über den Verweis auf die Gefahren einer Leitfadenbürokratie (Hopf 1978) hinausgehen. Am deutlichsten wird das Defizit an methodologischer Durchdringung aber schon in einer früheren Phase des Forschungsprozesses, nämlich bei der Planung und Konstruktion des Erhebungsinstruments. Für die damit verbundenen Entscheidungsprobleme - ob überhaupt ein Leitfaden verwendet werden sollte, welche Form ein Leitfaden haben sollte, wie dieser im Interview einzusetzen ist und wie man einen Leitfaden konstruiert - finden sich auch in ausgewiesenen Lehrbüchern keine oder nur vage Hilfestellun-

<sup>13</sup> Hopf (1988) faßt unter dem Begriff des Leitfadeninterviews die Formen des klinischen, des biographischen, des problemzentrierten und des Struktur-Dilemma-Interviews zusammen. Flick (1995: 94 ff.) subsumiert hierunter das fokussierte Interview, das problemzentrierte Interview, das halbstandardisierte Interview sowie „anwendungsfeldbezogene Ansätze“ (ethnographisches Interview, Experteninterview). Daß diese Klassifizierungen nicht einheitlich sind (Hopf führt das fokussierte Interview z. B. nicht als Leitfadeninterview), unterstreicht die Schwäche des Leitfadeninterviews als Gattungsbegriff.

gen (wie z. B. das Postulat, daß sich der Strukturierungsgrad nach dem Gegenstand/der Fragestellung richten sollte).

Grundsätzlich kann in Leitfäden die Folge und versuchte Lösung des Spannungsverhältnisses von Strukturierungsnotwendigkeiten auf der einen Seite und einem Interesse an möglichst viel „Offenheit“ und „Spontaneität“ auf der anderen gesehen werden. Ob und wie Leitfäden eingesetzt werden, muß und kann sich daher tatsächlich nur aus dem Forschungsinteresse sowie aus der Ausrichtung einer Interviewmethode ergeben. So wird etwa beim fokussierten (Merton/Kendall 1979) und beim problemzentrierten Interview (Witzel 1985), in entgegengesetzter Richtung aber auch beim narrativen Interview (Schütze 1983), sehr deutlich, in welchem Maße und mit welchem Strukturierungsgrad Leitfäden zum Einsatz kommen können. Ist aufgrund des Forschungsinteresses erst einmal eine Methodenentscheidung gefallen, sollte damit also auch bereits im Grundsatz, wenn auch nicht im Detail entschieden sein, ob und in welcher Form ein Leitfaden zum Einsatz kommt. So ergibt sich auch für das diskursive Interview aus der methodischen Konzeptionierung ein klares Interesse an einem relativ „rigiden“ Leitfaden, zumindest an einem, der die für eine inter-aktive Interviewführung erforderlichen Steuerungs- und Evokationseingriffe ermöglicht.

Die Frage, ob bzw. in welcher Form ein Leitfaden zum Einsatz kommen soll, kann also nicht losgelöst von den jeweiligen Forschungsstrategien, Erhebungstechniken und Interpretationsverfahren beurteilt werden. Anders verhält es sich bei der Konstruktion von Leitfäden. Zwar entscheidet – im Unterschied zur quantifizierenden Methodik – letztlich nicht die korrekte Anwendung von Konstruktionsregeln, sondern der erfolgreiche Einsatz über die Güte eines Leitfadens; dennoch lassen sich allgemeine Regeln für die Konstruktion von Leitfäden formulieren, die zumindest einen groben Qualitätsmaßstab bieten. Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, sollen im folgenden einige solcher Konstruktionsregeln vorgeschlagen und kurz erläutert werden, wobei von einem relativ „durchkonstruierten“ Leitfaden ausgegangen wird, also von der Form eines Leitfadens, die sich u. a. für diskursive Interviews empfiehlt.

### 3.2.2 Allgemeine Kriterien für die Konstruktion eines Leitfadens

Hinsichtlich der Konstruktion eines Leitfadens sind verschiedene Aspekte zu beachten und ent-

sprechend viele Konstruktionsfehler möglich. Zudem können auch grundsätzlich unlösbare Zielkonflikte zwischen den einzelnen Interessen und Kriterien auftauchen (z. B. zwischen einer verständlichen und einer genauen Formulierung), so daß ein tragfähiger Kompromiß gefunden werden muß. Die im folgenden vorgeschlagenen „Gütekriterien“ sind daher als Maximalforderungen zu verstehen. Diesen entsprechend sollte das Ziel einer Leitfadendenkonstruktion darin bestehen, folgende Fragen eindeutig zu klären:

- (1) Warum wird die Frage gestellt (bzw. der Stimulus gegeben<sup>14</sup>)?  
Von zentraler Bedeutung ist zunächst der Bezug einer Frage zur Fragestellung, also ihre *theoretische Relevanz*. Zusätzlich können Fragen aber auch (oder nur) funktionale Erfordernisse erfüllen (z. B. Filterfragen), über die ebenfalls Klarheit bestehen sollte. Nach Möglichkeit sollte jedoch jede Frage einen Bezug zur Fragestellung aufweisen, also nicht rein technischer Art sein.
- (2) Wonach wird gefragt/Was wird erfragt?  
Eng verbunden mit der theoretischen Relevanz im Sinne der Fragestellung ist die *inhaltliche Dimension* einer Frage. Das Spektrum der möglichen (und erwarteten) Antworten sollte dabei vorgeklärt werden; darüber hinaus ist zu prüfen, ob die Frage auch tatsächlich auf die intendierten Inhalte zielt.
- (3) Warum ist die Frage so (und nicht anders) formuliert?  
Neben der inhaltlichen Bestimmung ist auch die Formulierung grundlegend für die Qualität einer Frage. Hier ist zunächst zu klären, welcher *Stimulus- bzw. Fragetyp* (s.u.) überhaupt angemessen ist. In einem zweiten Schritt sollte durch den Vergleich und das Testen unterschiedlicher Formulierungsalternativen die *geeignete Formulierung* ausgewählt werden, wobei die Verständlichkeit, Eindeutigkeit und Ergiebigkeit (Stärke des Erzählanreizes) die wichtigsten Kriterien sind.<sup>15</sup>

<sup>14</sup> Wenn im folgenden vereinfacht von „Fragen“ die Rede ist, so ist dies nicht im wörtlichen Sinne gemeint, sondern schließt auch alle Stimuli mit ein, die nicht als Frage formuliert werden.

<sup>15</sup> Häufig kann es sich aber durchaus als sinnvoll erweisen, Fragen nicht vollständig auszuformulieren bzw. es den Interviewern nicht zur Auflage zu machen, sich genau an Formulierungen zu halten. Der Vorteil keiner oder nur vager Frageformulierungen im Leitfaden (etwa Stichpunkte) besteht in der geringeren Gefahr einer Leitfadenbürokratie und darin, daß den Interviewern eine höhere Spontaneität und Flexibilität ermöglicht wird. Andererseits sind Formulierungsmängel bei einer spontanen Frageformulierung im Interview kaum zu vermeiden. Welcher Formulierungsgrad vorzuziehen ist, kann daher nur im Einzelfall entschieden werden und hängt u. a. von der Komplexität der Fragestellung und den Erfahrungen und Neigungen der Interviewer ab.



- (4) Warum steht die Frage/der Fragenblock an einer bestimmten Stelle?

Hier geht es um die Begründung der *Grob- und Feinstruktur eines Leitfadens*, also um die Reihenfolge der Fragen, aber auch inhaltlich zusammengehöriger Fragenblöcke. Im Idealfall sollte für jede Frage angegeben werden können, warum sie an „ihrer“ Stelle des Leitfadens steht. Oft werden hierfür naheliegende inhaltliche (z. B. die Notwendigkeit einer bestimmten Reihenfolge der Themen) oder technische Gründe angeführt werden können. Gleiches gilt auch für die *Verteilung von Fragetypen* im Leitfaden (z. B. Wissensfragen eher zu Beginn einer Befragung, Begründungsaufforderungen erst relativ spät). Im engen Zusammenhang mit der Ablaufstruktur eines Leitfadens steht auch das *Verhältnis zwischen einzelnen Fragen*. Besondere Aufmerksamkeit sollte dabei der „Hierarchie“ der Fragen geschenkt werden (z. B. obligate Haupt- und optionale, weil von der Beantwortung der Hauptfrage abhängige Nachfragen). Grundsätzlich sollte auch deutlich sein, wann es sich bei einer Frage um eine Wiederholung bzw. um eine zu wiederholende Frage handelt (s.u.).

### 3.2.3 Frage- und Stimulustypen

Hinsichtlich der Form und der Funktion kann eine Vielzahl unterschiedlicher Fragen und anderer Stimuli unterschieden werden. Es ist daher von grundlegender Bedeutung für die Konstruktion eines Leitfadens, daß man sich möglichst in jedem Fall genau über den Charakter einer Frageformulierung im klaren ist. Im folgenden wird zunächst auf einige technische Aspekte eingegangen. Anschließend werden die wichtigsten Fragetypen anhand der Textart unterschieden, die sie intendieren. In einem gesonderten Abschnitt werden schließlich spezifische Stimuli dargestellt, die für das diskursive Interview von besonderer Bedeutung sind.

*Technische Fragen* (bzw. die technischen Aspekte einer Frage) dienen in erster Linie der Handhabung des Leitfadens. Denn nicht immer sind alle Fragen des Leitfadens für jeden einzelnen Befragten geeignet; evtl. müssen sogar erst im Interview Entscheidungen über die Verwendung des „richtigen“ Leitfadens (bzw. Leitfadenteils) getroffen werden. In technischer Hinsicht können mindestens vier Frageformen unterschieden werden:

- (1) Informations- und Filterfragen:

Informations- und Filterfragen beziehen sich i. d. R. auf allgemeine „harte Daten“ (z. B. Alter oder Beruf). Ihr Zweck besteht darin, die Verwendung der richtigen Leitfadenteile sicherzustellen. Informations- und Fil-

terfragen ermöglichen ein Überspringen größerer Teile des Leitfadens, die Auswahl der richtigen Variante eines Leitfadenteils oder sogar – im Extremfall – erst die Entscheidung über die angemessene Leitfadenvariante, wenn dies nicht bereits vor Gesprächsbeginn geklärt werden konnte. Die dabei erhaltenen Informationen können darüber hinaus aber auch zur Auswertung der Interviews herangezogen werden.

- (2) Hauptfragen und abhängige Fragen:

Fragen sind oft in der Form hierarchisiert, daß einzelne Fragen von der Beantwortung einer Hauptfrage abhängig sind. Im Unterschied zu den Informations- und Filterfragen handelt es sich gewissermaßen um „kleine Filterungen“ innerhalb eines spezifischen Themas.

- (3) Fragen zum Gesprächseinstieg:

Für die Entwicklung einer produktiven Gesprächsatmosphäre ist vermutlich ein starker Erzählstimulus am geeignetsten, der aber auch nicht zu allgemein sein sollte, da es sonst zu einer Überforderung der Erzählkompetenz des Befragten kommen kann. Andererseits sind Fragen, die aufgrund ihrer Form oder ihrer inhaltlichen Zielrichtung (z. B. Fragen zum Gesundheitszustand oder zur Einkommenssituation) die Interviewsituation negativ beeinflussen können, zu Beginn eines Interviews möglichst zu vermeiden.

- (4) Wiederholungen und Wiederaufnahmen:

Oftmals ist es sinnvoll oder notwendig, ein Thema zu einem späteren Zeitpunkt im Interview wieder aufzunehmen. Wiederholungen sind u. a. sinnvoll, wenn ein Sachverhalt in unterschiedlichen inhaltlichen Kontexten (unter unterschiedlichen Blickwinkeln) thematisiert werden soll. So kann es etwa von Interesse sein, in der inhaltlichen Zielrichtung ähnliche (allgemeine) Fragen zu Beginn und zum Abschluß einer intensiven Befassung mit einem Thema zu stellen, um dadurch die Auswirkung der Thematisierung im Interview auf die Stellungnahmen der Befragten zu erfassen. Die Wiederholung einer inhaltlich gleichen Frage kann aber auch im Sinne einer Kontrollfrage zur Aufdeckung von Widersprüchen und Inkonsistenzen eingesetzt werden. Im Unterschied zu Wiederholungen können Wiederaufnahmen oder Anknüpfungsfragen nur sehr eingeschränkt im voraus geplant werden. Häufig ergeben sich thematische Brüche aber auch bereits aus der Konstruktion des Leitfadens. Diese sollten zwar soweit wie möglich vermieden werden, sind aber oft auch für die Fragestellung interessant. In solchen Fällen ist es sicher ratsam, sich vorher zu überlegen, wie ein Thema wieder angemessen aufgegriffen werden kann.

Wichtiger als diese und weitere technischen Aspekte ist die Unterscheidung von Fragen nach der inhaltlichen Zielrichtung bzw. nach der Textart, die durch eine Frage generiert werden soll. Idealtypisch können hier ebenfalls vier grundsätzliche, sich aber keineswegs gegenseitig ausschließende Fragearten unterschieden werden.

**(1) Wissensfragen:**

Für die Handhabung des Leitfadens sind Wissensfragen (Informations- und Filterfragen) meist unentbehrlich. Oft dürfte aber auch ein inhaltliches Interesse an den Kenntnissen und Wissensbeständen der Befragten bestehen. Das Wissen eines Befragten zu erfragen, ist einerseits einfach. Aufgrund ihrer möglichen Filterfunktion und weil sie weitgehend voraussetzungslos sind, können bzw. sollten Wissensfragen überwiegend zu Beginn eines Interviews gestellt werden. Wissensfragen können sich aber auch nachteilig auf die Interviewsituation auswirken, wenn sich der Befragte etwa ausgefragt fühlt oder wenn ihm ein Gefühl von Inkompetenz vermittelt wird. Insbesondere bei einer hohen Wahrscheinlichkeit von Unwissenheit oder bei einem starken Interesse an den Kenntnissen der Befragten ist es daher vermutlich am günstigsten, Wissensbestände indirekt zu erschließen. Ein anderes Mittel zur Vermeidung negativer Effekte direkter Wissensfragen sind offene Wissensfragen, die so formuliert werden, daß die Möglichkeit einer „falschen“ Antwort im Grunde nicht besteht (z. B.: „Was verstehen Sie unter [...]?“). Grundsätzlich sollte möglichst nie der Eindruck erweckt werden, daß die Angaben des Befragten falsch seien. Diese sollten daher auch nur insoweit korrigiert werden, wie dies für den Fortgang des Interviews unabdingbar ist.

**(2) Erzählaufforderungen:**

Erzählaufforderungen sind alle Stimuli, die auf eine Beschreibung vergangener Ereignisse, Erfahrungen und Handlungen zielen („Wie war das?“, „Was kam dann?“ etc.). Sie bilden den Kern der meisten qualitativen Interviewverfahren. Auch für das diskursive Interview können die dadurch generierten Erzähl- und Beschreibungstexte durchaus wichtig sein, insofern sie Hinweise auf die verwendeten Situationsdefinitionen und Deutungsmuster der Befragten enthalten. Andererseits zielt das diskursive Interview aber auf Begründungen (Argumentationstexte), weil diese das beste Ausgangsmaterial für die Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster bilden. Die Bedeutung von Erzähl- und Beschreibungstexten für den Auswertungsprozeß ist daher begrenzt, wobei allerdings zu beachten ist, daß auch durch Erzählaufforderungen bereits in erheblichem Maße Stellungnahmen und Begründungen generiert werden können. Die Bedeutung von Erzählaufforderungen liegt beim diskursiven Interview aber in erster Linie in ihrer strategischen Funktion, denn Erzählungen sind eine wesentliche Voraussetzung für Aufforderungen zu Stellungnahmen und Begründungen, also den Stimulusformen, durch die am direktesten Begründungen generiert werden.

**(3) Aufforderungen zu Stellungnahmen:**

Zumindest für diskursive Interviews sind Fragen von zentraler strategischer Bedeutung, die die Befragten direkt zu Stellungnahmen zu bestimmten Sachverhalten veranlassen. Solche Aufforderungen zu Stellungnahmen oder „Meinungsfragen“ zielen explizit auf die Bewertungen und Handlungsorientierungen (Wert-

überzeugungen und Interessendefinitionen) der Befragten und erhöhen die Wahrscheinlichkeit, daß bei den generierten Antworten auf soziale Deutungsmuster zurückgegriffen wird. Logisch können Aufforderungen zu Stellungnahmen sowohl an Erzählungen anschließen als auch unabhängig erfolgen. Insbesondere bei womöglich heiklen Themen sollten sie jedoch möglichst erst nach der Herstellung einer produktiven Interviewatmosphäre erfolgen.

Bei Aufforderungen zu Stellungnahmen ist zu beachten, daß diese recht unterschiedlich generiert werden können und daß dies einen erheblichen Einfluß auf das Antwortverhalten haben kann. So können Aufforderungen zu Stellungnahmen unterschiedlich offen formuliert werden, sehr direkt oder eher indirekt erfolgen und sich auf allgemeine Phänomene oder aber auf konkrete Lebensereignisse der Befragten beziehen. Von entscheidender Bedeutung ist aber, ob bzw. welche Vorgabe eines Bewertungsmaßstabes erfolgt. Wenn etwa zu einer Beurteilung anhand individueller Interessendefinitionen aufgefordert wird, wird sich die Stellungnahme im allgemeinen auch nur innerhalb dieser Bewertungsdimension bewegen. Wie der gleiche Sachverhalt unter normativen Gesichtspunkten beurteilt wird, wird man dann kaum erfahren. Grundsätzlich gilt dabei: je enger der im Fragestimulus vorgegebene Bewertungsmaßstab, desto enger auch das zu erwartende Bewertungsspektrum. Bei Aufforderungen zu Stellungnahmen sollte daher immer versucht werden, (a) auf eine Vorgabe von Bewertungsmaßstäben ganz zu verzichten, (b) diese aus den unmittelbar vorhergegangenen Äußerungen des Befragten zu entnehmen oder (c) möglichst allgemeine Begrifflichkeiten zu verwenden (z. B. „richtig/falsch“ statt „gerecht/ungerecht“) und sich diese (d) im Falle der beiden letzteren Alternativen nach Möglichkeit vom Befragten explizieren zu lassen (z. B.: „Was meinen Sie damit, wenn Sie [...] als 'gerecht' bezeichnen?“).

**(4) Begründungsaufforderungen:**

Begründungsaufforderungen können sich gleichermaßen auf Erzählungen vergangener Handlungen und Situationsdefinitionen, auf aktuelle Stellungnahmen und die dabei zugrundegelegten Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen sowie auf im Gespräch geäußerte Handlungsabsichten beziehen. Sie setzen immer einen entsprechenden Bezug voraus (etwas, das begründet werden kann) und müssen sich daher aus der Interviewinteraktion ergeben. Ihre Planbarkeit ist daher eingeschränkt, kann aber durch spezifische Frageformen erhöht werden (s.u.).

Begründungsaufforderungen sind bei einem Großteil der qualitativen Interviewverfahren ausgeschlossen, nicht explizit vorgesehen oder spielen eine nachgeordnete Rolle.<sup>16</sup> Für das diskursive Interview sind Be-

<sup>16</sup> Ausnahmen sind hier u.a. das problemzentrierte Interview nach Witzel (1985) und das von Scheele und Groeben (1988) entwickelte Interviewverfahren zur Rekonstruktion subjektiver Theorien, die Begründungsaufforderungen ausdrücklich vorsehen.

gründungsaufforderungen dagegen von entscheidender Bedeutung, da hier von der Annahme ausgegangen wird, daß soziale Deutungsmuster als Derivationen gerade in Begründungen am deutlichsten zum Ausdruck kommen. Für ein Verfahren zur Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster ist es daher erforderlich, auch dann Begründungen generieren zu können, wenn dies nicht bereits durch Erzählaufforderungen und Aufforderungen zu Stellungnahmen gelingt.

Die typische Form einer Begründungsaufforderung ist die offene Warum-Frage („Warum sind Sie der Meinung, daß [...]“, „Warum haben Sie damals [...]?“ etc.). Die Vorgabe möglicher Gründe ist dagegen selbst dann problematisch, wenn Befragten zunächst keine Gründe „einfallen“. Denn der Reiz, der von externen Sinn- und Interpretationsangeboten für das eigene Handeln bzw. die eigenen Handlungsorientierungen ausgeht, dürfte in vielen Befragungssituation sehr groß sein und zu einer verzerrenden Neigung zur Akzeptanz solcher Begründungsvorschläge führen. In diesen Fällen ist es sicher ratsamer, ganz auf Begründungen zu verzichten.

Für Begründungsaufforderungen gilt noch weit mehr als für Aufforderungen zu Stellungnahmen, daß sie sich negativ auf die Interviewsituation auswirken können. Denn insbesondere, wenn sie durch Konfrontationen und Polarisierungen (s.u.) unterstützt werden, besteht die Gefahr, daß die Befragten den Eindruck gewinnen, sich gegenüber den Interviewführenden rechtfertigen zu müssen. Dies kann sich nicht nur ungünstig auf die Befragungssituation auswirken (bis hin zur Antwortverweigerung oder gar zum Abbruch des Interviews), sondern vor allem auch zu invaliden Ergebnissen führen, da die Befragten „trotzig“ oder „eingeschüchtert“ (soziale Erwünschtheit) reagieren können. Diesen Gefahren ist durch eine entsprechende Interviewführung vorzubeugen. Auch für Begründungsaufforderungen gilt daher, daß sie erst nach der Schaffung einer konstruktiven und vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre erfolgen sollten. Darüber hinaus sollten Begründungsaufforderungen eher sparsam verwendet werden, um nicht in eine Art Dauerdiskussion mit den Befragten zu geraten und dadurch ein zu großes Übergewicht von Argumentationstexten zu verursachen. Begründungsaufforderungen sollten daher möglichst erst nach Aufforderungen zu Stellungnahmen (und beide wiederum erst nach Erzählaufforderungen) erfolgen. Denn dadurch erhöht sich die Wahrscheinlichkeit von Begründungen ohne explizite Begründungsaufforderungen (nämlich im direkten Kontext von Erzählungen und Stellungnahmen), die nicht nur die Interviewsituation weniger belasten, sondern vermutlich auch glaubwürdiger sind.

### 3.2.4 Befragungstechniken zur Evokation von Stellungnahmen und Begründungen

Aufgrund der hohen Bedeutung von Stellungnahmen und Begründungen für die Rekonstruktion

und Analyse sozialer Deutungsmuster muß ein Verfahren zur Analyse sozialer Deutungsmuster über Möglichkeiten einer gezielten Evokation von Stellungnahmen und Begründungen verfügen. Im diskursiven Interview sind hierzu spezifische Frage- und Stimulusarten vorgesehen.

#### (1) *Hypothetische Situationen:*

Ein Mittel zur Erhöhung der Wahrscheinlichkeit von Stellungnahmen und expliziten Begründungen sind hypothetische Situationen. Dabei werden die Befragten gebeten, sich in andere Situationen zu versetzen und zu überlegen, zu welchen Entscheidungen, Beurteilungen etc. sie in einem solchen Fall kommen würden („Wenn Sie [...] wären, was würden Sie dann tun?“, „Stellen Sie sich vor, [...] ; wie würden Sie Ihre Situation dann beurteilen?“ etc.). Durch hypothetische Situationen ist es möglich, von Befragten auch zu solchen Sachverhalten Stellungnahmen zu erhalten, von denen sie nicht unmittelbar betroffen sind. Außerdem können einzelne Parameter eines im Interview erörterten Sachverhalts variiert werden. Meist werden hypothetische Situationen in diesem Sinne an die konkreten, bereits thematisierten Sachverhalte angeknüpft. Hypothetische Situationen sind aber auch ohne direkten Interaktionsbezug möglich. So können Befragte etwa aufgefordert werden, sich in die für sie irrealen Situation eines Verantwortungsträgers (z. B. eines politischen Mandatsträgers oder Arbeitgebers) zu versetzen („Wenn Sie als/in der Funktion eines [...] zu entscheiden hätten: Was würden Sie hinsichtlich [...] ändern?“ etc.). Auch solche eher unvermittelten hypothetischen Situationen können Aufschluß über grundlegende Situationsdefinitionen und Deutungsmuster geben. Der damit verbundene Perspektivenwechsel läßt aber vor allem Widersprüche und Inkonsistenzen in den Begründungen deutlicher hervortreten (bzw. macht diese wahrscheinlicher). Als interne Konfrontationen (s.u.) können diese wiederum zur Präzisierung und Evokation weiterer Stellungnahmen und Begründungen genutzt werden.

#### (2) *„Persilscheine“:*

Um auch Sichtweisen zu erfassen, die von Befragten selbst womöglich als prekär, also als nur schwer kommunikativ zu validieren, eingeschätzt werden, ist eine Gesprächssituation erforderlich, die die Wahrscheinlichkeit entsprechender Stellungnahmen erhöht. Diese Wahrscheinlichkeit ist zwar bereits aufgrund des offenen Verfahrens eher hoch; vor allem bei offensichtlich heiklen Themen können sich jedoch auch direkte Eingriffe während des Interviews als hilfreich, wenn nicht notwendig erweisen. Durch Behauptungen und Unterstellungen des Interviewführenden sollte dabei dem Befragten das Gefühl vermittelt werden, daß auch vermeintlich sozial unerwünschte Sichtweisen ohne weiteres geäußert werden können und sollten. Hier kann bereits der Verweis auf die Besonderheit der Interviewkommunikation und die Neutra-

lität des Interviewers hilfreich sein. Bereits vor Beginn des Interviews sollte dabei deutlich gemacht werden, daß im Interview nur die Sichtweisen des Befragten „zählen“ und daher per se legitim sind (daher „Persilscheine“). Darüber hinaus kann der Interviewer dem Befragten aber auch direkt zu verstehen geben, daß ihm konkrete Sichtweisen durchaus bekannt sind und geäußert werden können. Dies erfordert aber eine hohe Sensibilität der Interviewführenden und entsprechende Informationen, die nur aus dem aktuellen oder aus anderen Interviews entnommen werden können. Insbesondere im letzten Fall besteht dabei die Gefahr nicht intendierter falscher Unterstellungen infolge unzureichender Informationen.

(3) *Bewußte Suggestivfragen* (Erwartungen und Unterstellungen):

Auch bewußt verwendete Suggestivfragen können produktiv zur Gewinnung von Stellungnahmen und Begründungen eingesetzt werden.<sup>17</sup> Zutreffende Erwartungen und Unterstellungen<sup>18</sup> können ähnlich wie „Persilscheine“ die Rahmenbedingungen für problematische Sichtweisen verbessern, wenn der Interviewer dem Befragten vermutlich unangenehme Sachverhalte (z. B. kritische Lebensereignisse) unterstellt, die dieser nicht von sich aus thematisiert. Auch hier können sich jedoch ungewollt falsche Unterstellungen sehr nachteilig auf die Interviewsituation auswirken, wenn dadurch etwa der Eindruck von Inkompetenz des Interviewers vermittelt oder wenn eine falsche Unterstellung als „böswillig“ interpretiert wird (also als Unterstellung im umgangssprachlichen Sinn).

Falsche Erwartungen und Unterstellungen können aber auch bewußt eingesetzt werden, um damit Befragte zum Widerspruch anzuregen. In diesem Fall dienen die Suggestionen also der direkten Evokation von Stellungnahmen und Begründungen. Wenn bei einem zielgerichteten Einsatz falscher Unterstellungen auch von einer höheren Sensibilität gegenüber den damit verbundenen Gefahren ausgegangen werden kann, so stellen sich grundsätzlich die gleichen Probleme, die bei unbewußt falschen Unterstellungen auftreten können. Vor allem ist aber darauf zu achten, daß die Fähigkeit und Bereitschaft der Befragten zu Richtigstellungen begrenzt ist und individuell stark variieren kann.

(4) *Konklusionen und Zusammenfassungen*:

Ein weiteres Mittel zur Generierung von Stellungnahmen und Begründungen sind Konklusionen und Zusammenfassungen. Zusammenfassungen sind mehr oder weniger stark pointierte Paraphrasierungen von Erzählungen und Stellungnahmen der Befragten (z. B.: „Wenn ich das jetzt richtig verstanden habe, sind Sie also der Meinung, daß [...] war das so [...]“).

Als Konklusionen sollen hier Schlußfolgerungen und Zusätzungen auf der Basis einer oder mehrerer Zusammenfassungen bezeichnet werden. Beide basieren also auf den bereits generierten Erzählungen und Stellungnahmen der Befragten und setzen „spontane“ Interpretationsleistungen des Interviewers voraus. Noch besser als suggestive Unterstellungen eignen sich auch gezielt falsche oder überspitzte Konklusionen und Zusammenfassungen zur Provokation von Widerspruch und somit zur Generierung weiterer und zur Präzisierung und Verdichtung vorheriger Stellungnahmen und Begründungen.

(5) *Konfrontationen*:

Konfrontationsfragen stellen einen noch stärkeren Eingriff in die ohnehin nicht natürliche Gesprächssituation dar als Konklusionen oder Unterstellungen. Auch hier sind zwei Formen zu unterscheiden. Bei „internen“ Konfrontationen wird der Befragte auf Inkonsistenzen und Widersprüche seiner Darstellung hingewiesen und um eine weitere Erläuterung gebeten. Interne Konfrontationen basieren also ebenso wie Zusammenfassungen und Konklusionen auf den Stellungnahmen der Befragten und können auch als besondere Form der Zusammenfassung aufgefaßt werden. Bei „externen“ Konfrontationen werden die Befragten dagegen mit alternativen Sichtweisen konfrontiert, also mit Einstellungen, Verhaltensweisen und deren Begründungen, die im Widerspruch zu den im Interview geäußerten Situationsdefinitionen und Handlungsorientierungen stehen. Durch externe Konfrontationen ist es dem Interviewer möglich, theoretisch relevante Aspekte, die ohne einen solchen Eingriff im Interviewverlauf unberührt zu bleiben drohen, zielgerichtet und diskursiv einzuführen. Externe Konfrontationen führen so zu einer Erweiterung des argumentativen Spektrums. Sie eignen sich daher vor allem zur Überprüfung der Stabilität von Beurteilungen und deren Begründungen. Bei externen Konfrontationen besteht jedoch die Gefahr, daß die angebotenen Alternativen als Meinung des Interviewers oder als von einer sonstwie besonderen Dignität erscheinen (insbesondere als „herrschende Meinung“ oder als „wissenschaftlich fundiert“). Diese Gefahr kann durch ein „Referieren“ der konträren Sichtweisen zumindest verringert werden (z. B.: „Es gibt aber doch auch die Ansicht, daß [...]. Was halten Sie davon?/Was würden Sie gegen diese Ansicht einwenden?“).

(6) *Polarisierungen*:

Wie bei externen Konfrontationen ist das Ziel von Polarisierungen die Erweiterung des diskursiven Potentials in der Interviewsituation durch externe Inputs, also ohne daß ein unmittelbarer Bezug zur aktuellen Interviewinteraktion erforderlich ist. Hierzu werden die Befragten mit zwei oder mehreren konträren Sichtweisen eines Sachverhalts konfrontiert und zu einer Stellungnahme aufgefordert. Der Unterschied zu den externen Konfrontationen besteht also darin, daß der Bezug zu den Stellungnahmen der Befragten ganz

<sup>17</sup> Grundlegend zur Frage eines erkenntnissteigernden Einsatzes von Suggestivfragen vgl. Litwak (1956) sowie insbesondere Richardson et al. (1979).

<sup>18</sup> Zu diesen Formen suggestiver Fragen vgl. Richardson et al. (1979: 206 ff.).

wefällt. Polarisierungen bieten also konträre Einschätzungen und Beurteilungen eines Sachverhalts an, zu denen sich die Befragten überhaupt nicht geäußert haben (bzw. ohne die diesbezüglichen Stellungnahmen und Begründungen der Befragten zu berücksichtigen). Am fruchtbarsten ist dabei sicher ein fließender Übergang von externen Konfrontationen zu Polarisierungen, so daß der Befragte zunächst mit einer alternativen Sichtweise konfrontiert wird, die dann sukzessive durch weitere ergänzt wird. Zur Vermeidung eines unsensiblen Ignorierens der Befragtenantworten und einer entsprechenden Leitfadenbürokratie sollte ein völlig unvermitteltes Angebot von Polarisierungen auf Situationen beschränkt bleiben, in denen die Befragten nicht zu eigenständigen und unabhängigen Stellungnahmen bzw. Begründungen in der Lage sind.

Ebenso wie bei den externen Konfrontationen ist auch bei Polarisierungen unbedingt zu vermeiden, daß einzelne Sichtweisen als Meinung des Interviewers erscheinen. Sie sollten daher als bekannte und verbreitete, nicht aber als dominante oder gar richtige Sichtweisen formuliert und angeboten werden.<sup>19</sup> Polarisierungen sollten darüber hinaus eingehend geprüft und so weit wie möglich vorformuliert werden. Sie können aber durchaus in der Erhebungsphase überarbeitet oder ergänzt werden, wenn sie sich z. B. als unbrauchbar erweisen, vor allem aber wenn in den bereits durchgeführten Interviews Vorstellungen deutlich wurden, die bei der Konzeption des Leitfadens nicht antizipiert wurden. Die einzelnen Sichtweisen können dem Befragten vorgelesen, evtl. auch auf Kärtchen vorgelegt werden. Vielversprechender erscheint hier aber ein diskursiver Umgang, also kein paralleles Anbieten aller konträrer Sichtweisen, sondern deren sukzessive und flexible Einführung in die Interviewinteraktion. Dies ist insbesondere ratsam, wenn es sich um mehr als zwei Alternativen handelt, wobei die Gesamtzahl der angebotenen Sichtweisen und Bewertungen allerdings nicht zu hoch sein sollte, da sich sonst schnell Überforderungs- und Ermüdungserscheinungen einstellen können.

Mit Unterstellungen, Zusammenfassungen und Konklusionen sowie Konfrontationen und vor allem Polarisierungen verfügt das diskursive Interview über ein breites Instrumentarium zur Generierung von Stellungnahmen und Begründungen. Die meisten dieser „Kunstgriffe“ sind in anderen qualitativen Interviewverfahren tabuisiert und gelten als Interviewfehler. Für das diskursive Interview sind sie dagegen nicht nur zentral, sondern

auch legitim, weil mit diesem Verfahren nicht der Anspruch einer „validen“ Erfassung subjektiver Sichtweisen erhoben wird (s. Abschnitt 4.).

### 3.2.5 Zum Umgang mit Leitfäden bei der Interviewdurchführung

Die zahlreichen Schwierigkeiten, die bei der Durchführung eines Leitfadeninterviews auftreten können, sind bereits ausführlich beschrieben worden (vgl. Hopf 1978). Die folgende Darstellung bezieht sich daher weitgehend auf die Schwierigkeiten, die sich bei stärkeren Steuerungseingriffen zur Generierung von Erzählungen, Stellungnahmen und Begründungen ergeben können, da derartige Eingriffe für das Verfahren des diskursiven Interviews von zentraler Bedeutung sind.

Zunächst sollte ein Leitfaden hinsichtlich seiner Anwendbarkeit getestet werden. Dies gilt sowohl für jede einzelne Frage bzw. für jeden Stimulus als auch für die Teil- und Gesamtstruktur des Leitfadens. Ein solcher „Pretest“ ist jedoch keine abgeschlossene Phase vor der eigentlichen Erhebungsphase, wie dies bei der quantitativen Methodik die Regel ist. Das Überprüfen der Fragen und Stimuli eines Leitfadens ist dagegen niemals völlig abgeschlossen. Es handelt sich eher um einen permanenten, forschungsbegleitenden Prozeß der Readjustierung des Erhebungsinstruments. Dies impliziert zugleich, daß Interviews oder zumindest Teile dieser Interviews auch dann in die Auswertung mit einbezogen werden können, wenn nach ihrer Durchführung noch Veränderungen am Leitfaden vorgenommen wurden. Dessenungeachtet sollte ein Leitfaden zu Beginn einer Untersuchung besonders intensiv überprüft werden, so daß er in weiten Teilen unverändert in allen Interviews verwendet werden kann.

Mit einer Erprobung des Leitfadens kann zum einen die allgemeine „Handlichkeit“ des Leitfadens geprüft werden. So werden Wiederholungen, Redundanzen, Brüche (plötzliche Themenwechsel), aber auch das Fehlen von Schaltelementen wie Überleitungs-, Informations- und Filterfragen oft nur durch den Anwendungsversuch deutlich. Zudem sollte der Anteil der einzelnen Fragetypen insgesamt und in den einzelnen Teilen kritisch überprüft und, wenn notwendig, revidiert werden. So kann etwa ein zu hoher Anteil direkter Wissensfragen bei anhaltender Unwissenheit zur Frustration des Befragten führen. Schließlich können sich aus einem Pretest des Leitfadens auch Anregungen zu neuen Fragen und Themen ergeben.

<sup>19</sup> Hierfür bieten sich zahlreiche Formulierungsmöglichkeiten an, z. B.: „Häufig/in den Medien/[...] wird aber auch behauptet [...]“, „Könnte man aber nicht auch sagen/die Meinung vertreten, daß [...]“ oder auch „Andere Untersuchungsteilnehmer haben [...] ganz anders beurteilt, nämlich: [...]“.

Hinsichtlich der Formulierung einzelner Fragen und Stimuli dient ein Leitfadentest dem Aufspüren von Formulierungsschwächen. Hierzu sind u.a. (ungewollt) suggestive, überfordernde und moralisierende Frageformulierungen zu zählen, die vor allem dann problematisch sind, wenn sie unkontrolliert erfolgen. Darüber hinaus können bereits frühzeitig unklare, mehrdeutige und normativ belastete Begriffe (wie „Solidarität“, „Gerechtigkeit“) erkannt werden. Unerwartete Antwortreaktionen lassen zudem die Mehrdimensionalität von Fragen erkennen (in diesem Fall ist die Frage also inhaltlich nicht eindeutig). Besonders wichtig, aber auch schwierig ist die eingehende Überprüfung der vorformulierten hypothetischen Situationen, „Persilscheine“, Konfrontationen und Polarisierungen hinsichtlich problematischer Formulierungen, ihres Inhaltes und vor allem hinsichtlich ihrer Anwendbarkeit. Zumindest wenn die Befragten geschult sind oder entsprechend instruiert werden, empfiehlt sich hier eine gezielte „Metabefragung“ im Anschluß an das Interview.

Wie dargelegt besteht die Grundidee des diskursiven Interviews in der Annahme, daß Deutungsmuster kommunikativ validiert werden müssen und daß dieser Umstand für die Erfassung sozialer Deutungsmuster genutzt werden kann. Dies setzt wiederum voraus, daß den Befragten in hinreichendem Maße Stellungnahmen und Begründungen entlockt werden. Einer möglichst umfangreichen und unbeeinflussten Erfassung sozialer Deutungsmuster in einem wissenschaftlichen Interview stehen aber die je nach Befragten unterschiedlichen Grenzen der Mitteilungsbereitschaft, der sprachlichen Kompetenz und des sachlichen Wissens entgegen. Die dargelegten Frageformen und die Befragungstechniken zur Hervorlockung von Stellungnahmen und Begründungen sollen helfen, diese Grenzen zu erweitern.<sup>20</sup> Grundsätzlich ist dabei jedoch eine Balance zu halten zwischen dem notwendigen Aufforderungscharakter vieler Fragen und der Gefahr von Verzerrungseffekten infolge einer zu starken Einflußnahme durch den Interviewer.

Neben der von Hopf (1978) beschriebenen Leitfadenbürokratie können beim diskursiven Interview daher Probleme auftreten, die sich aus dieser rela-

tiv offensiven Interviewführung ergeben. Wie schon bei der Darstellung der einzelnen Frageformen und spezifischen Techniken zur Evokation von Stellungnahmen und Begründungen hervorgehoben wurde, besteht insbesondere bei einem unsachgemäßen Einsatz von Polarisierungen und Konfrontationen die Gefahr, in Situationen zu geraten, die eher einem Verhör oder einer Prüfung als einem wissenschaftlichen Interview ähneln. Die schon bei der Darstellung der Fragetechniken vorgeschlagenen Verhaltensregeln sollen dieser Gefahr entgegenwirken. Sie können folgendermaßen zusammengefaßt werden:

- (1) Die wichtigste Grundregel für das Verhalten beim Interview lautet, daß alle Fragen und Stimuli stets zielgerichtet und kontrolliert zum Einsatz kommen sollen. Daß im diskursiven Interview u.a. Suggestivfragen und Konfrontationen vorgesehen sind, darf nicht für eine nachträgliche Rechtfertigung von Interviewfehlern herhalten.
- (2) Alle Fragetechniken, bei denen Antwortverzerrungen (z. B. soziale Erwünschtheit) zu befürchten sind, sollten nur bei einer konstruktiven und vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre zur Anwendung kommen.
- (3) Begründungen und Stellungnahmen sollten sich aus dem Gesprächsverlauf ergeben. Um die Gesprächsatmosphäre nicht zu gefährden, sollten direktere Frageformen nur wenn notwendig und zu einem möglichst späten Zeitpunkt erfolgen. Hieraus ergibt sich eine klare Reihen- und Rangfolge der Fragen. So sollten Aufforderungen zu Stellungnahmen nur erfolgen, wenn Erzählaufforderungen nicht zum gewünschten Ergebnis geführt haben, und Begründungsaufforderungen nur dann, wenn auch durch Aufforderungen zu Stellungnahmen keine Begründungen und keine Deutungsmuster evoziert werden können. Ebenso sollten Suggestivfragen und falsche Konklusionen erst zum Einsatz kommen, wenn einfache Begründungsaufforderungen nicht ausreichen, während Konfrontationen und Polarisierungen als ultima ratio von Aufforderungen zu Stellungnahmen und Begründungen anzusehen sind.
- (4) Offensivere Begründungsaufforderungen sollten auch bei einer konstruktiven Gesprächsatmosphäre und zuvor erfolgten Aufforderungen zu Erzählungen und Stellungnahmen sparsam verwendet werden. Andernfalls besteht die Gefahr, sich in dauerhafte Diskussionen zu verstricken, was zu einem Übergewicht von Situationseffekten führen kann und die Evokation lebensweltlicher Deutungsmuster behindert.
- (5) Schließlich ist vom Interviewer im doppelten Sinne Zurückhaltung zu fordern. Zunächst ist natürlich der Eindruck zu vermeiden, der Interviewer „vertrete“ eine Meinung (unabhängig, ob die eigene oder eine offizielle). Dies ist vor allem bei Konfrontationen und Polarisierungen nicht einfach, so daß die neutrale Haltung des Interviewers gegebenenfalls auch „meta-

<sup>20</sup> Es sollte bereits deutlich geworden sein, daß es keine absoluten Grenzen für die Durchführung von Deutungsmusteranalysen gibt. Denn zumindest insoweit die Befragten erfolgreiche Teilnehmer sozialer Interaktionen sind, verfügen sie notwendigerweise auch über eine Minimalkompetenz über soziale Deutungsmuster.

kommunikativ“ (wieder) vergewissert werden muß. Zurückhaltung ist darüber hinaus aber auch bei Interpretationsangeboten sowie bei der Definition und Verwendung von Begriffen und Unterscheidungen geboten. Denn aufgrund der Neigung von Befragten, terminologisch und sachlich dem Interviewer zu folgen, besteht die Gefahr einer Einschränkung des Spektrums möglicher Stellungnahmen und Begründungen. Begriffe, Bewertungen und Unterscheidungen sollten daher nicht vorgegeben, sondern möglichst aus den Äußerungen der Befragten entnommen werden. Ist dies nicht möglich, sollten zumindest sehr allgemeine und „wertfreie“ Begrifflichkeiten verwendet werden.

Diese Verhaltensregeln sind natürlich keine Garantie dafür, den mit einem Leitfaden und einer offeneren Interviewführung verbundenen Gefahren zu entgehen. Sie geben den Interviewern aber Hinweise, wie diese Gefahren zumindest minimiert werden können.

### 3.3 Auswertung und Typenbildung

Die Interpretation der Interviewprotokolle ist ein integraler Bestandteil des diskursiven Interviews; die Auswertung bildet mit dem Auswahl- und dem Befragungsverfahren eine funktionale Einheit. Alle drei Analyseschritte sind auf das Ziel der Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster ausgerichtet. Grundlegend ist dabei die im zweiten Abschnitt begründete Behauptung, daß soziale Deutungsmuster am besten durch den systematischen Vergleich von Stellungnahmen und Begründungen erfaßt werden können. Das zentrale Merkmal der Auswertung von diskursiven Interviews muß daher die (queranalytische) Kontrastierung auf der Fallebene sein, wobei der Fall immer ein Bezugsproblem bzw. die auf ein Bezugsproblem bezogenen Deutungsmuster ist (vgl. Fn 9). Eine so verstandene Fallkontrastierung erfüllt im Rahmen der Auswertung diskursiver Interviews drei Funktionen:

Zunächst ist die Fallkontrastierung für die Entdeckung und Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster grundlegend. Denn nur durch den Vergleich und das „Übereinanderlegen“ – so die bereits erläuterte zentrale Prämisse – können soziale Deutungsmuster erkannt werden. Ein Deutungsmuster wird also rekonstruiert, indem alle Stellungnahmen zu einem definierten Bezugsproblem<sup>21</sup> systematisch hinsichtlich der Gemeinsam-

keiten und Unterschiede miteinander verglichen werden. Sobald dabei typische, d. h. mehrfach vorzufindende und konsistente (sinnhafte) Begründungen und Situationsdefinitionen erkennbar sind, kann von einem sozialen Deutungsmuster ausgegangen werden. Zumeist wird bei der Analyse von Stellungnahmen und Begründungen zu Bezugsproblemen mehr als nur ein Deutungsmuster zum Vorschein kommen, und das womöglich schon bei einem einzelnen Befragten. Die Rekonstruktion der einzelnen, auf das gleiche Bezugsproblem bezogenen Deutungsmuster muß man sich daher als parallelen Prozeß vorstellen. Durch das Herauskrystallisieren eines Deutungsmusters und das Sichtbarwerden von Unterschieden gewinnt der gesamte Satz von Deutungsmustern (eines Bezugsproblems) zunehmend an Konturen. Die parallele und fallweise Rekonstruktion der Deutungsmuster sichert so die jedes einzelnen Deutungsmusters ab. Sie erhöht aber nicht nur die Zuverlässigkeit der einzelnen Interpretationen, sondern führt darüber hinaus zu einer mehr oder minder umfangreichen und vollständigen Typologie der sozialen Deutungsmuster eines Bezugsproblems.

Das Ziel der fallkontrastiven Interpretationsweise besteht also in der Rekonstruktion der einzelnen Deutungsmuster und deren interpretatorischer Absicherung sowie in der Entwicklung einer Typologie sozialer Deutungsmuster. Hinsichtlich des Interpretationsvorgangs selbst wird hier grundsätzlich davon ausgegangen, daß bei Interpretationen nie auf Intuition verzichtet werden kann und daß diese insofern immer subjektiven Einflüssen ausgesetzt sind. Dies ist jedoch unproblematisch, wenn man mit Weber (1922: 193) davon ausgeht, daß nicht der Vorgang des Interpretierens selbst, sondern das Interpretationsergebnis über die Qualität einer Interpretation entscheidet. Allein die Bewährung einer Typenbildung als Instrument der wissenschaftlichen Analyse (und nicht irgendwelche Interpretationsregeln) bestimmt also deren Qualität. Es ist daher auch nicht zwingend erforderlich (und im strengen Sinne auch kaum möglich), Interpretationen und Typenbildungen intersubjektiv nachvollziehbar zu machen; die Offen-

sichtigt werden; andererseits empfiehlt es sich, auch neue bzw. Redefinitionen von Bezugsproblemen zuzulassen, die erst im Forschungsprojekt als solche erkannt werden. Wie hoch dieser Anteil ist, hängt nicht nur von der Sensibilität der Forschenden ab, sondern auch vom Forschungsinteresse und dem sich daraus ergebenden Auswahlverfahren (Fokussierung, Repräsentanz).

<sup>21</sup> Was als Bezugsproblem anzusehen ist, kann einerseits vorab definiert und entsprechend im Leitfaden berück-

gung einer Interpretation kann bestenfalls ihrer Plausibilisierung dienen. Ebenso kann das Aufstellen von Interpretationsregeln nur eine Hilfestellung und Anregung sein, aber keine Erfolgsgarantie.

Fallkontrastierende Verfahrensweisen sind im Anschluß an Glaser und Strauss (1967) wiederholt ausführlich und einschließlich der unterschiedlichen technischen Aspekte (wie Kodierung, Paraphrasierung und Kategorienbildung) beschrieben worden (vgl. u.a. Mayring 1983; Strauss 1991; Strauss/Corbin 1990; Weitzman/Miles 1995). Ähnliches gilt auch für die Typenbildung (vgl. insbes. Gerhardt 1984, 1986; Kelle/Kluge 1999). Es ist jedoch wichtig, daß man sich über den Zweck und den forschungslogischen Status der Typenbildung im klaren ist. Denn der Typenbegriff wird keineswegs einheitlich verwendet. Prinzipiell können zwei grundlegende Formen der Typenbildung unterschieden werden. So ist eine „Realtypenbildung“ (oder Typisierung) eine unvollständige Klassifikation. Realtypen bilden nur die „vollen“, empirisch nachweisbaren Klassen ab, erfassen den Merkmalsraum also nicht vollständig.<sup>22</sup> Diese Form der Typenbildung und ihre Festlegung auf eine explorative Funktion ist der Normalfall der Typenbildung innerhalb des quantitativen Paradigmas und begründet die dort verbreitete Vorstellung von Typenbildungen als defizitär.

Die Bildung von Idealtypen zielt dagegen entweder auf eine Repräsentanz des Feldes (Typologie) oder auf die begriffliche Fassung und Erklärung einzelner, theoretisch besonders zentraler Aspekte (Einzeltypen). Im Unterschied zur Klassifikation wird bei einer solchen Typologie der Merkmalsraum nicht anhand bereits bekannter Merkmale und Ausprägungen gleichmäßig aufgeteilt, sondern aufgrund empirisch vorgefundener Merkmale strukturiert, wobei nicht jedes Merkmal für alle Typen einer Typologie wichtig sein muß. Daß Webers Konzept des Idealtypus für die qualitative Sozialforschung fruchtbar gemacht werden kann, hat vor allem Gerhardt (1984, 1986) deutlich gemacht. Im Anschluß an Webers Definition können dabei drei Aspekte unterschieden werden, die auch für eine Idealtypenbildung in der qualitativen Sozialforschung zentral sind: Idealtypen werden (1) empirisch gewonnen, bestehen (2) im Unterschied zu Klassen nicht aus einfachen Merkmalskombinationen, sondern müssen theoretisch sinnvoll sein, und erfüllen (3) in erster Linie eine heuristische Funk-

tion. Idealtypen sind kein Abbild der sozialen Wirklichkeit, sondern sollen ihrer Darstellung „eindeutige Ausdrucksmittel verleihen“ (Weber 1922: 190).

Die Realtypenbildung kann dabei auch als Zwischenschritt zwischen der Fallkontrastierung und der Entwicklung einer (Ideal)Typologie angesehen werden. Dabei werden durch wiederholte Vergleiche der Stellungnahmen und Begründungen (Fallkontrastierungen) zunächst typische Merkmale und Merkmalskombinationen herausgearbeitet und zu Realtypen verdichtet. In einem zweiten Schritt werden diese Realtypen dann durch weitere systematische Vergleiche thematisch gereinigt und gemäß der dargelegten Anforderungen (induktive Gewinnung, theoretische Plausibilität und heuristischer Wert) zu Idealtypen weiterentwickelt. Je nach Forschungsinteresse und Gegenstand können sowohl Realtypen als auch einzelne Idealtypen oder Typologien Ziel einer Deutungsmusteranalyse sein. Die Entwicklung einer möglichst vollständigen (Ideal)Typologie der sozialen Deutungsmuster eines Bezugsproblems kann jedoch als das Idealziel einer Deutungsmusteranalyse mittels diskursiver Interviews angesehen werden.

#### **4. Schlußbetrachtung zum methodologischen Status des diskursiven Interviews**

Aufgrund der bisherigen Ausführungen sollte deutlich geworden sein, daß das diskursive Interview ein geeignetes Instrument zur Erfassung und Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster ist. Dies ist es vor allem deshalb, weil die einzelnen Forschungsphasen (Auswahl, Befragung und Auswertung) systematisch aufeinander bezogen und zugleich vollständig auf die Analyse sozialer Deutungsmuster ausgerichtet sind. Der Anwendungsbereich des diskursiven Interviews ist jedoch nicht auf die Deutungsmusteranalyse beschränkt. Vielmehr bietet sich das diskursive Interview immer dann als Erhebungs- und Auswertungsinstrument an, wenn ein primäres Interesse an Stellungnahmen und Begründungen besteht.

Wie bereits an mehreren Punkten deutlich wurde, stehen Technik und Zielrichtung des diskursiven Interviews jedoch in einem deutlichen Kontrast zu bewährten Interviewtechniken der qualitativen Sozialforschung. Dies gilt zunächst für die im Vergleich zu anderen Interviewverfahren geradezu aggressive Interviewführung, die Vorgehensweisen

<sup>22</sup> Beispiele hierfür finden sich bei Barton/Lazarsfeld (1979: 53 ff.) und Friedrichs (1973: 92).



impliziert, die sonst eher zu den Tabuzonen der Interviewführung gehören. So werden zwar auch im diskursiven Interview alltagsweltlich vorhandene Möglichkeiten zur Evokation von Legitimationen nutzbar gemacht; eine Besonderheit ist jedoch die Zentralität gezielter Begründungsaufforderungen zur Hervorlockung von Derivationen. Da Derivationen zugleich immer auch der interaktiven Validierung von Deutungsmustern dienen, führt deren Thematisierung im Interview und die Verweigerung einer kommunikativen Vergewisserung unweigerlich zu einer Irritation oder gar Zerstörung des entsprechenden Common-sense-Wissens.

Einen noch grundlegenden Bruch mit anderen Interviewtechniken stellt die Loslösung vom traditionellen Validitätsanspruch dar. Dies ist um so bemerkenswerter, als eine hohe (und vor allem eine im Vergleich zur quantitativen Methodik höhere) Validität zentraler Anspruch und Legitimationsgrundlage eines Großteils der qualitativen Forschungsansätze ist (vgl. insbes. Lamnek 1989: 150 ff.). Da diskursive Interviews nur auf die Kommunizierbarkeit von Deutungen und Begründungen abzielen, stellt sich das für qualitative Interviewverfahren sonst so grundlegende Problem der Erzähl- und Erfahrungshomologie jedoch erst gar nicht. Befragte haben im Rahmen des diskursiven Interviews die Funktion von Informanten (über die soziale Konstruktion der Wirklichkeit). Deren tatsächliche Erfahrungen und Entscheidungen sind daher von geringerem Interesse als die im Interview geäußerten Derivationen, die wiederum das Ausgangsmaterial zur Rekonstruktion der sozialen Deutungsmuster bilden. Das Erkenntnisziel richtet sich also nicht auf die individuellen Idiosynkrasien einzelner Befragter (den „subjektiven“ Sinn ihrer Äußerungen), sondern auf das, was sozial und (nur) daher verstehbar ist. Die Validität von Derivationen ist insofern unproblematisch, als sich deren Kommunizierbarkeit bereits im Kommunikationsakt des Interviews erweist, also schon durch den Umstand und im Moment ihrer Erfassung. Mit anderen Worten: Derivationen können als Derivationen, also als kommunizierte Deutungsangebote, gar nicht invalide sein.

Das Problem der Validität stellt sich daher nur beim Verhältnis von Derivation und individueller Situationsdefinition, also bezüglich der Frage, ob sich die Derivationen mit den tatsächlich situativ wirksamen Deutungsmustern decken, nicht aber beim Verhältnis von Derivation und sozialem Deutungsmuster. Daher ist es für das Verfahren des diskursiven Interviews auch nur von untergeordneter Bedeutung, inwiefern die Erzählungen,

Stellungnahmen und Begründungen der Befragten authentisch sind - zumal sie dies je nach Definition nie oder immer sind (vgl. Kohli 1978: 5 ff.; Manning 1966: 315). Hierin liegt auch der grundlegende Unterschied zwischen dem diskursiven Interview und dem problemzentrierten Interview (Witzel 1985) sowie dem teilstrukturierten Interview nach Scheele und Groeben (1988). Auch diese Interviewverfahren verwenden Begründungsaufforderungen und Fragetechniken, die gezielt auf Begründungen ausgerichtet sind (Zurückspiegelungen und interne Konfrontationen beim problemzentrierten Interview, externe Konfrontationen beim Verfahren nach Scheele und Groeben). Im Unterschied zum diskursiven Interview halten sie aber offenbar am Validitätsanspruch fest. Die verwendeten Mittel zur Evokation von Begründungen sind daher einem erheblichen „Invalidierungsverdacht“ ausgesetzt, da sie einen massiven Eingriff des Interviewers darstellen und dadurch die ökologische Validität gefährden (vgl. Lamnek 1988: 151 f.; Mühlfeld et al. 1981: 146 f.). Dies ist beim diskursiven Interview anders, da es in diesem Sinne keine Validität der Stellungnahmen und Begründungen erfordert.

Aber auch das diskursive Interview ist nur eine Interaktionsform unter anderen (und zudem eine artifizielle und für die Befragten ungewohnte). Es bleibt somit das Problem situativer Effekte: In einer anderen Interaktionsform als dem diskursiven Interview würden auch andere Stellungnahmen und Begründungen generiert werden. Entsprechend muß man von situationstypischen Derivationen ausgehen.<sup>23</sup> Als problematisch kann es sich

<sup>23</sup> Allgemein zum Einfluß des situativen Kontextes auf das Antwortverhalten bei Befragungen vgl. a. Esser (1986) sowie Kohli (1978: 13 ff.). Das Problem der sozialen Erwünschtheit ist also auch hier vorhanden, jedoch weit geringer als sonst. Denn zum einen gelten qualitative Interviews zu Recht als in diesem Sinne unproblematischer: Das gesamte Interviewsetting, insbesondere die Kombination von Offenheit, Anonymität und die bewußte Orientierung an den Relevanzen des Befragten sind dazu angetan, daß auch vermeintlich „unorthodoxe“ Ansichten eher geäußert werden. Aber auch unabhängig von der Art der Interviewtechnik kann von einer gestiegenen Bereitschaft zur Äußerung sozial womöglich unerwünschter Meinungen ausgegangen werden. Hierfür sprechen u.a. das gesunkene Prestige von (Sozial)Forschern und der Wertepluralismus, der schon das Erkennen „sozialer Erwünschtheiten“ erheblich erschwert. Schließlich bieten die Aussagen der Befragten selbst eine gute Kontrollmöglichkeit: Sind diese heterogen oder weichen von den individuellen Ansichten der Interviewer ab bzw. von dem, was

dann erweisen, wenn der „Zugzwang zur Begründung“ zu stark wird. Werden dann womöglich zusätzliche Begründungsangebote unterbreitet, ist die Gefahr eines invaliden Rückgriffs auf Deutungsmuster groß. Ein zu starker Rechtfertigungsdruck kann aber auch ohne solche Angebote dazu führen, daß vorwiegend auf Deutungsmuster zurückgegriffen wird, die die Befragten für konform und opportun halten, was zwar die Bedeutung dieser Deutungsmuster unterstreicht, aber die Spannweite der evozierten Deutungsmuster erheblich einschränken könnte.

Situative Effekte können also auch beim diskursiven Interview nicht ausgeschlossen, sondern nur durch eine günstige Erhebungssituation verringert werden. Ebenso ist nicht auszuschließen, daß geäußerte Derivationen auch – im Grenzfall sogar nur – Ausdruck individueller Idiosynkrasien sind. Deren Einfluß wird jedoch dadurch eliminiert, daß soziale Deutungsmuster niemals aus einzelnen Derivationen rekonstruiert werden, sondern das Ergebnis systematischer Vergleiche sind. Zugleich verhindern die Methode der Fallkontrastierung und die parallele Interpretation, die einer Typenbildung vorausgeht, daß sich subjektive Einflüsse seitens der Interpreten stärker auswirken. Gleiches gilt auch für die Bildung von Idealtypen. Durch die „irreale“ Eigenart der Idealtypen und durch die höhere Bedeutung des Erklärungspotentials von Idealtypen gegenüber deren Konstruktion für die Beurteilung ihrer Qualität werden die Gefahren fehlerhafter Interpretationen deutlich verringert.

## Literatur

- Arnold, R., 1983: Deutungsmuster. Zu den Bedeutungselementen sowie den theoretischen und methodologischen Bezügen eines Begriffs. *Zeitschrift für Pädagogik* 29: 893–912.
- Barton, A.H./Lazarsfeld, P.F., 1979: Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung. S. 41–89 in: C. Hopf/E. Weingarten (Hrsg.), *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bohnsack, R., 1989: *Generation, Milieu, Geschlecht*. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Opladen: Leske & Budrich.
- Bohnsack, R., 1991: *Rekonstruktive Sozialforschung*. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen: Leske & Budrich.
- Bohnsack, R., 1992: *Dokumentarische Interpretation von Orientierungsmustern*. Verstehen – Interpretieren – Typenbildung in wissenssoziologischer Analyse. S. 139–160 in: M. Meuser/R. Sackmann (Hrsg.), *Analyse sozialer Deutungsmuster: Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Brenke, K./Peter, M., 1985: *Arbeitslosigkeit im Meinungsbild der Bevölkerung*. S. 87–127 in: M. von Klipstein/B. Strümpel (Hrsg.), *Gewandelte Werte, erstarrte Strukturen*. Wie Bürger Wirtschaft und Arbeit erleben. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.
- Eisermann, G., 1962: *Vilfredo Pareto als Wissenssoziologe*. *Kyklos* 15: 427–464.
- Esser, H., 1986: *Können Befragte lügen? Zum Konzept des „wahren Wertes“ im Rahmen der handlungstheoretischen Erklärung von Situationseinflüssen bei der Befragung*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38: 314–336.
- Flick, U., 1995: *Qualitative Sozialforschung*. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek: Rowohlt.
- Flick, U./Kardorff, E. von/Keupp, H./Rosenstiel, L. von/Wolff, S. (Hrsg.), 1991: *Handbuch qualitative Sozialforschung*. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie Verlags Union.
- Friedrichs, J., 1973: *Methoden empirischer Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gerhardt, U., 1984: *Typenrekonstruktion bei Patientenkarrerien*. S. 53–77 in: M. Kohli/G. Robert (Hrsg.), *Biographie und soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzler.
- Gerhardt, U., 1986: *Patientenkarrerien*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Glaser, B.G./Strauss, A.L., 1967: *The Discovery of Grounded Theory*. Strategies for Qualitative Research. Chicago: Aldine.
- Heinze, T., 1992: *Qualitative Sozialforschung: Erfahrungen, Probleme und Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Honegger, C., 1978: *Die Hexen der Neuzeit*. Analysen zur anderen Seite der okzidental Rationalisierung. S. 21–151 in: Dies. (Hrsg.), *Die Hexen der Neuzeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hopf, C., 1978: *Die Pseudo-Exploration*. Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie* 7: 97–115.
- Hopf, C., 1988: *Qualitative Interviews in der Sozialforschung*. Ein Überblick. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin (Ms.).
- Hopf, C., 1991: *Qualitative Interviews in der Sozialforschung*. Ein Überblick. S. 177–182 in: U. Flick/E. von Kardorff/H. Keupp; L. von Rosenstiel; S. Wolff (Hrsg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung*. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie Verlags Union.
- Kelle, U./Kluge, S., 1999: *Vom Einzelfall zum Typus*. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske & Budrich.
- Keller, R., 1997: *Diskursanalyse*. S. 309–333 in: R. Hitzler/A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen: Leske & Budrich.

noch am ehesten als „herrschende Meinung“ gelten kann, sind keine besonderen (d. h. eindimensionalen) Verzerrungen anzunehmen.

- Kohli, M., 1978: „Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse. *Soziale Welt* 29: 1–23.
- Lamnek, S., 1988: *Qualitative Sozialforschung*, Bd. 1 „Methodologie“. München: Psychologie Verlags Union.
- Lamnek, S., 1989: *Qualitative Sozialforschung*, Bd. 2 „Methoden und Techniken“. München: Psychologie Verlags Union.
- Litwak, E., 1956: A Classification of Biased Questions. *American Journal of Sociology* 62: 182–186.
- Lüders, C., 1991: Deutungsmusteranalyse. Annäherung an ein risikoreiches Konzept. S. 377–408 in: D. Garz/K. Kraimer (Hrsg.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lüders, C./Meuser, M., 1997: *Deutungsmusteranalyse*. S. 57–79 in: R. Hitzler/A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen: Leske & Budrich.
- Lüders, C./Reichert, J., 1986: *Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum. Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung*. *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau* 12: 90–102.
- Manning, P.K., 1966: Problems in Interpreting Interview „Data“. *Sociology and Social Research* 50: 302–316.
- Mayring, P., 1983: *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Mayring, P., 1990: *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. München: Psychologie Verlags Union.
- Merton, R.K./Kendall, P.L., 1979: Das fokussierte Interview. S. 171–204 in: C. Hopf/E. Weingarten (Hrsg.), *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Meuser, M., 1992: „Das kann doch nicht wahr sein“. Positive Diskriminierung und Gerechtigkeit. S. 89–102 in: Ders./R. Sackmann (Hrsg.), *Analyse sozialer Deutungsmuster: Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Meuser, M./Sackmann, R., 1992: Zur Einführung: Deutungsmusteransatz und empirische Wissenssoziologie. S. 9–37 in: Dies. (Hrsg.), *Analyse sozialer Deutungsmuster: Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Mühlfeld, C./Windolf, P./Lampert, N./Krüger, H., 1981: Auswertungsprobleme offener Interviews. *Soziale Welt* 32: 325–352.
- Neumann, E., 1984: Zur Methode der Durchführung und hermeneutischen Interpretation von Interviews. S. 118–134 in: R. Zoll (Hrsg.), „Hauptsache, ich habe meine Arbeit“. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Oevermann, U., 1973: *Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern* (Ms.).
- Oevermann, U./Allert, T./Konau, E./Krambeck, J., 1979: Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. S. 352–434 in: H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
- Pareto, V., 1935: *The Mind and Society. A Treatise on General Sociology* (hrsg. von Arthur Livingston). 2 Bde. New York: Dover Publications.
- Richardson, S./Dohrenwend, B.S./Klein, D., 1979: Die „Suggestivfrage“. Erwartungen und Unterstellungen im Interview. S. 205–231 in: C. Hopf/E. Weingarten (Hrsg.), *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Scheele, B./Groeben, N., 1988: *Dialog-Konsens-Methoden zur Rekonstruktion Subjektiver Theorien*. Tübingen: Francke.
- Schetsche, M., 1992: Sexuelle Selbstgefährdung des Kindes durch Onanie. Ein Modell zur Binnenstruktur von Deutungsmustern. S. 49–69 in: M. Meuser/R. Sackmann (Hrsg.), *Analyse sozialer Deutungsmuster: Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Schütze, F., 1983: *Biographieforschung und narratives Interview*. *Neue Praxis* 13: 283–293.
- Schütze, Y., 1986: Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“. Bielefeld: Kleine.
- Spöhring, W., 1989: *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Teubner.
- Strauss, A.L., 1991: *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Fink.
- Strauss, A.L./Corbin, J., 1990: *Basics of Qualitative Research*. London: Sage.
- Ullrich, C.G., 1996: Solidarität und Sicherheit. Zur sozialen Akzeptanz der Gesetzlichen Krankenversicherung. *Zeitschrift für Soziologie* 25: 171–189.
- Weber, M., 1922: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr.
- Weitzman, E.A./Miles, M.B., 1995: *Computer Programs for Qualitative Data Analysis. A Software Sourcebook*. Thousand Oaks, Calif.: Sage.
- Witzel, A., 1985: Das problemzentrierte Interview. S. 227–255 in: G. Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie*. Weinheim: Beltz.